

Don Elia Comini: Märtyrerpriester in Monte Sole

Am 18. Dezember 2024 erkannte Papst Franziskus offiziell das Martyrium von Don Elia Comini (1910-1944) an, einem Salesianer Don Boscos, der somit seliggesprochen wird. Sein Name gesellt sich zu dem anderer Priester – wie Don Giovanni Fornasini, der seit 2021 selig ist –, die während des Zweiten Weltkriegs in der Gegend von Monte Sole, in den Hügeln um Bologna, Opfer der grausamen nationalsozialistischen Gewalt wurden. Die Seligsprechung von Don Elia Comini ist nicht nur ein Ereignis von außergewöhnlicher Bedeutung für die Kirche von Bologna und die Salesianische Familie, sondern auch ein universeller Aufruf, den Wert des christlichen Zeugnisses neu zu entdecken: ein Zeugnis, in dem Nächstenliebe, Gerechtigkeit und Mitgefühl über alle Formen von Gewalt und Hass siegen.

Vom Apennin zu den Salesianerhöfen

Don Elia Comini wurde am 7. Mai 1910 in der Ortschaft „Madonna del Bosco“ in Calvenzano di Vergato, in der Provinz Bologna, geboren. Sein Geburtshaus grenzt an ein kleines Marienheiligtum, das der „Madonna del Bosco“ geweiht ist, und diese starke Prägung im Zeichen Marias wird ihn sein ganzes Leben lang begleiten.

Er war das zweitgeborene Kind von Claudio und Emma Limoni, die am 11. Februar 1907 in der Pfarrkirche von Salvaro geheiratet hatten. Im Jahr darauf wurde der Erstgeborene Amleto geboren. Zwei Jahre später kam Elia zur Welt. Am Tag nach seiner Geburt – dem 8. Mai – wurde Elia in der Pfarrgemeinde Sant'Apollinare in Calvenzano getauft und erhielt an diesem Tag auch die Namen „Michele“ und „Giuseppe“.

Als er sieben Jahre alt war, zog die Familie in die Ortschaft „Casetta“ in Pioppe di Salvaro in der Gemeinde Grizzana. 1916 wurde Elia eingeschult: Er besuchte die ersten

drei Grundschulklassen in Calvenzano. Zu dieser Zeit empfing er auch die Erstkommunion. Schon als Kind zeigte er großes Engagement im Religionsunterricht und bei den liturgischen Feiern. Am 29. Juli 1917 erhielt er die Firmung. Zwischen 1919 und 1922 lernte Elia die ersten Elemente der Pastoral an der „Feuerschule“ von Msgr. Fidenzio Mellini, der als junger Mann Don Bosco kennen gelernt hatte, der ihm das Priestertum prophezeite. 1923 wies Don Mellini sowohl Elia als auch seinen Bruder Amleto den Salesianern in Finale Emilia zu, und beide sollten das pädagogische Charisma des Heiligen der Jugend wertschätzen: Amleto als Lehrer und „Unternehmer“ im Schulbereich; Elia als Salesianer Don Boscos.

Elia Comini war seit dem 1. Oktober 1925 Novize in San Lazzaro di Savena und wurde am 14. September 1926, nur wenige Tage (3. Oktober 1926) vor seiner Ersten Ordensprofess, die er bis zur ewigen Profess am 8. Mai 1931, dem Jahrestag seiner Taufe, im Institut „San Bernardino“ in Chiari erneuerte, vaterlos. In Chiari wurde er zudem „Praktikant“ im Salesianischen Institut „Rota“. Am 23. Dezember 1933 empfing er die niederen Weihen des Ostiarers und des Lektors, am 22. Februar 1934 die des Exorzisten und des Akolyths. Am 22. September 1934 wurde er Subdiakon. Am 22. Dezember 1934 wurde Don Elia in der Kathedrale von Brescia zum Diakon geweiht. Am 16. März 1935, im Alter von nur 24 Jahren, wurde er durch Handauflegung des Bischofs von Brescia, Msgr. Giacinto Tredici, zum Priester geweiht: Am folgenden Tag feierte er seine Erste Messe im Salesianischen Institut „San Bernardino“ in Chiari. Am 28. Juli 1935 feierte er eine Messe in Salvaro.

An der Fakultät für Klassische Philologie der damaligen Königlichen Universität Mailand immatrikuliert, war er bei den Studenten immer sehr beliebt, sowohl als Lehrer als auch als geistlicher Vater und Führer: Sein Charakter, ernsthaft ohne Starrheit, verschaffte ihm Wertschätzung und Vertrauen. Don Elia war auch ein hervorragender Musiker und Humanist, der die „schönen Dinge“ schätzte und zu schätzen wusste. Für viele Studenten war es selbstverständlich, dass sie Don Elia in ihren Aufsätzen neben der Ausführung der

Aufgabe auch ihr Herz öffneten und ihm so die Möglichkeit gaben, sie zu begleiten und zu lenken. Von Don Elia, dem „Salesianer“, wird man sagen, dass er wie die Glucke mit den Küken um sie herum war (*„Man konnte in ihren Gesichtern das ganze Glück lesen, ihm zuzuhören: sie sahen aus wie ein Gelege von Küken um die Glucke herum“*): Alle waren ihm nahe! Dieses Bild erinnert an Mt 23,37 und drückt seine Neigung aus, die Menschen um sich zu versammeln, um sie zu ermutigen und zu beschützen.

Don Elia schloss am 17. November 1939 sein Studium der Klassischen Philologie mit einer Diplomarbeit über Tertullians *De resurrectione carnis* ab. Sein Betreuer war Professor Luigi Castiglioni (ein renommierter Latinist und Mitverfasser eines berühmten lateinischen Wörterbuchs, des „Castiglioni-Mariotti“): Zu den Worten *„resurget igitur caro“* bemerkte Elia, dass es sich um einen Siegesgesang nach einer langen und erschöpfenden Schlacht handelt.

Eine Reise ohne Rückkehr

Als sein Bruder Amleto in die Schweiz zog, blieb die Mutter – Frau Emma Limoni – allein im Apennin zurück, daher widmete ihr Don Elia, in vollem Einvernehmen mit den Oberen, jedes Jahr seine Ferien. Wenn er nach Hause zurückkehrte, half er der Mutter, aber – als Priester – war er vor allem in der lokalen Seelsorge tätig, indem er Msgr. Mellini zur Seite stand.

Im Einvernehmen mit den Oberen und insbesondere dem Provinzial, Don Francesco Rastello, kehrte Don Elia auch im Sommer 1944 nach Salvaro zurück: In diesem Jahr hoffte er, seine Mutter aus einem Gebiet evakuieren zu können, in dem in unmittelbarer Nähe alliierte Truppen, Widerstandskämpfer und aktive nazi-faschistische Kräfte eine besonders gefährliche Situation darstellten. Don Elia war sich der Gefahr bewusst, die er einging, als er sein Treviglio verließ, um nach Salvaro zu reisen, und ein Mitbruder, Don Giuseppe Bertolli sdb, schrieb dazu: *„Als ich ihn verabschiedete, sagte ich ihm, dass eine Reise wie die seine auch ohne Rückkehr sein könnte; ich*

fragte ihn auch, natürlich scherzend, was er mir hinterlassen würde, wenn er nicht zurückkäme; er antwortete mir in demselben Ton, dass er mir seine Bücher hinterlassen würde...; dann habe ich ihn nie wieder gesehen“. Don Elia war sich bereits bewusst, dass er sich auf das „Auge des Sturms“ zubewegte und suchte im Salesianischen Haus (wo er problemlos hätte bleiben können) keinen Schutz: „Die letzte Erinnerung, die ich an ihn habe, stammt aus dem Sommer 1944, als sich die Gemeinschaft während des Krieges aufzulösen begann; ich höre noch meine gutmütigen, fast scherzhaften Worte an ihn, in denen ich ihn daran erinnerte, dass er sich in diesen dunklen Zeiten, die uns bevorstanden, hätte privilegiert fühlen müssen, da ein weißes Kreuz auf das Dach des Instituts gezeichnet war und niemand den Mut gehabt hätte, es zu bombardieren. Wie ein Prophet mahnte er mich jedoch zur Vorsicht, denn während der Feiertage konnte ich in den Zeitungen lesen, dass Don Elia Comini in Ausübung seiner Pflicht heldenhaft gestorben war“. „Der Eindruck der Gefahr, der er sich aussetzte, war bei allen lebendig“, so ein Mitbruder.

Auf dem Weg nach Salvaro machte Don Comini in Modena Halt, wo er sich eine schwere Beinverletzung zuzog: Nach einer Darstellung, weil er sich zwischen ein Fahrzeug und einen Passanten stellte und so einen schwereren Unfall verhinderte; nach einer anderen, weil er einem Herrn half, einen Handwagen zu schieben. Auf jeden Fall aber, weil er dem Nächsten half. Dietrich Bonhoeffer schrieb: „Wenn ein Verrückter sein Auto auf den Bürgersteig wirft, kann ich mich als Seelsorger nicht damit begnügen, die Toten zu begraben und die Familien zu trösten. Ich muss, wenn ich an diesem Ort bin, aufspringen und den Fahrer am Steuer ergreifen“.

Der Vorfall in Modena drückt in dieser Hinsicht eine Haltung von Don Elia aus, die in den folgenden Monaten in Salvaro noch stärker zum Vorschein kommen sollte: Er greift ein, er vermittelt, er eilt persönlich, er setzt sein eigenes Leben für seine Brüder aufs Spiel, immer im Bewusstsein des sich daraus ergebenden Risikos, und er nimmt die Konsequenzen

gelassen in Kauf.

Ein Hirte an der Kriegsfront

Humpelnd kam er am Abend des 24. Juni 1944 in Salvaro an und stützte sich, so gut er konnte, auf einen Stock: ein ungewöhnliches Hilfsmittel für einen 34-Jährigen! Er fand das Pfarrhaus wie verwandelt vor: Msgr. Mellini beherbergte dort Dutzende von Menschen, die zu vertriebenen Familien gehörten; außerdem die 5 Schwestern Mägde des Heiligen Herzens, die für den Kindergarten verantwortlich waren, darunter Schwester Alberta Taccini. Alt, müde und erschüttert von den Kriegsgeschehnissen, fiel es Msgr. Fidenzio Mellini in diesem Sommer schwer zu entscheiden, er war fragiler und unsicherer geworden. Don Elia, der ihn seit seiner Kindheit kannte, begann, ihm bei allem zu helfen und nahm die Dinge selbst in die Hand. Seine Beinverletzung hinderte ihn zudem daran, seine Mutter evakuieren zu lassen: Don Elia blieb in Salvaro und, als er wieder gut laufen konnte, sorgten die veränderten Umstände und die wachsenden pastoralen Bedürfnisse dafür, dass er dort bleibt.

Don Elia belebte die Seelsorge, leitete den Katechismus und kümmerte sich um die verwaisten Kinder, die sich selbst überlassen waren. Er empfing auch die Vertriebenen, ermutigte die Ängstlichen und mäßigte die Unbesonnenen. Don Elias Präsenz wurde zu einer verbindenden Kraft, zu einem guten Zeichen in diesen dramatischen Momenten, in denen die menschlichen Beziehungen von Misstrauen und Gegensätzen zerrissen waren. Er stellte den vielen Menschen seine organisatorischen Fähigkeiten und seine praktische Intelligenz zur Verfügung, die er in den Jahren des salesianischen Lebens erworben hatte. An seinen Bruder Amleto schrieb er: *„Es sind gewiss dramatische Zeiten, und es werden noch schlimmere kommen. Wir hoffen alles auf die Gnade Gottes und den Schutz der Gottesmutter, den Sie für uns erflehen müssen. Ich hoffe, Sie werden bald wieder von uns hören“.*

Die Deutschen der Wehrmacht besetzten die Gegend und auf den Höhen war die Partisanenbrigade „Stella Rossa“

(Roter Stern) stationiert. Don Elia Comini blieb eine Figur, die sich nicht in irgendwelche Ansprüche oder Parteinahmen einmischte: Er war ein Priester und setzte sich für Vorsicht und Versöhnung ein. Zu den Partisanen sagte er: *„Jungs, passt auf, was ihr tut, denn ihr ruiniert die Bevölkerung...“*, die damit der Vergeltung ausgesetzt wurde. Sie respektierten ihn und baten im Juli und September 1944 um Messen in der Pfarrkirche von Salvaro. Don Elia akzeptierte, ließ die Partisanen herunterkommen und feierte, ohne sich zu verstecken, während er es vermied, selbst in das Partisanengebiet hinaufzugehen und es vorzog – wie er den ganzen Sommer über tat –, in Salvaro oder in den umliegenden Gebieten zu bleiben, ohne sich zu verstecken oder in den Augen der Nazi-Faschisten „zweideutige“ Haltungen einzunehmen.

Am 27. Juli schrieb Don Elia Comini die letzten Zeilen seines *Geistlichen Tagebuchs*: *„27. Juli: Ich befinde mich mitten im Krieg. Ich sehne mich nach meinen Mitbrüdern und meinem Zuhause in Treviglio; wenn ich könnte, würde ich morgen zurückkehren“*.

Seit dem 20. Juli teilte er eine priesterliche Bruderschaft mit Pater Martino Capelli, einem Dehonianer, geboren am 20. September 1912 in Nembro in der Provinz Bergamo und früher Dozent für Heilige Schrift in Bologna, der ebenfalls bei Msgr. Mellini zu Gast war und bei der Seelsorge half.

Elia und Martino waren zwei Gelehrte der alten Sprachen, die nun für die praktischen und materiellen Dinge sorgen mussten. Das Pfarrhaus von Msgr. Mellini wurde zu dem, was Msgr. Luciano Gherardi später „die Gemeinschaft der Arche“ nannte, einem Ort, der aufnimmt, um zu retten. Pater Martino war ein Ordensmann, der sich begeistert hatte, als er von den mexikanischen Märtyrern hörte, und er hätte sich gewünscht, Missionar in China zu sein. Von klein auf wurde Elia von dem seltsamen Bewusstsein des „Sterbenmüssens“ verfolgt und hatte bereits mit 17 Jahren geschrieben: *„Der Gedanke, dass ich sterben muss, hält sich immer in mir! – Wer weiß?! Lasst uns wie der treue Diener sein: immer bereit für den Ruf, um von*

der Verwaltung „reddere rationem“ (Rechenschaft zu geben)“.

Am 24. Juli begann Don Elia mit dem Katechismusunterricht für die Kinder zur Vorbereitung auf ihre Erstkommunion, die für den 30. Juli angesetzt war. Am 25. wurde ein Mädchen im Taufbecken geboren (alle Räume, von der Sakristei bis zum Hühnerstall, waren überfüllt) und es wurde eine rosa Schleife aufgehängt.

Im gesamten Monat August 1944 stationierten Soldaten der Wehrmacht am Pfarrhaus von Msgr. Mellini und im davorliegenden Raum. Unter Deutschen, Vertriebenen, Geweihten... hätte die Spannung jederzeit explodieren können: Don Elia vermittelte und verhinderte selbst Kleinigkeiten, indem er zum Beispiel als „Puffer“ zwischen dem zu lauten Radio der Deutschen und der mittlerweile zu kurzen Geduld von Msgr. Mellini fungierte. Es gab auch ein wenig Rosenkranzgebet zusammen. Don Angelo Carboni bestätigt: *„Stets darauf bedacht, den Monsignore zu trösten, arbeitete D. Elia hart gegen den Widerstand einer deutschen Kompanie, die, nachdem sie sich am 1. August in Salvaro niedergelassen hatte, mehrere Räume des Pfarrhauses besetzen wollte, um den dort untergebrachten Familienangehörigen und Vertriebenen jegliche Freiheit und jeden Komfort zu nehmen. Nachdem die Deutschen im Archiv des Monsignores untergebracht worden waren, wollten sie ihn erneut stören und besetzten mit ihren Wagen einen großen Teil des Kirchplatzes. Mit noch sanfteren Umgangsformen und überzeugenden Worten erreichte D. Elia diese weitere Befreiung zum Trost des Monsignores, der durch die Unterdrückung des Kampfes zur Ruhe gezwungen war“*. In diesen Wochen war der Salesianerpriester fest entschlossen, das Recht von Msgr. Mellini zu schützen, sich in seinem eigenen Haus mit einer gewissen Bequemlichkeit zu bewegen – sowie das der Vertriebenen, nicht vom Pfarrhaus entfernt zu werden –: Er erkannte jedoch einige Bedürfnisse der Männer der Wehrmacht an, was ihr Wohlwollen gegenüber Msgr. Mellini erregte, den die deutschen Soldaten *den guten Hirten* nennen sollten. Von den Deutschen erhielt Don Elia Lebensmittel für die Vertriebenen. Außerdem sang er, um die Kinder zu beruhigen,

und erzählte Episoden aus dem Leben von Don Bosco. In einem Sommer, der von Tötungen und Racheakten geprägt war, gelang es einigen Zivilisten mit Don Elia sogar, ein wenig Musik zu hören, die offensichtlich von den deutschen Geräten verbreitet wurde, und sich mit den Soldaten durch kurze Anmerkungen zu verständigen. Don Rino Germani sdb, Vize-Postulator der Causa, erklärt: *„Zwischen den beiden kriegführenden Kräften tritt das unermüdliche und vermittelnde Werk des Dieners Gottes ein. Wenn es nötig ist, tritt er dem deutschen Kommando gegenüber und schafft es mit Höflichkeit und Vorbereitung, die Wertschätzung einiger Offiziere zu gewinnen. So gelingt es ihm oft, Vergeltungsmaßnahmen, Plünderungen und Trauer zu vermeiden“*.

Nachdem das Pfarrhaus am 1. September 1944 von der ständigen Präsenz der Wehrmacht befreit worden war – *„Am 1. September verließen die Deutschen das Gebiet von Salvaro, nur einige wenige blieben noch für einige Tage im Haus Fabbri“* – konnte das Leben in Salvaro aufatmen. Don Elia Comini setzte unterdessen seine apostolischen Initiativen fort, unterstützt von den anderen Priestern und den Schwestern.

Während Pater Martino jedoch einige Einladungen annahm, anderswo zu predigen und sich in höhere Lagen begab, wo er wegen seines blonden Haars großen Ärger mit den Partisanen bekam, die ihn für einen Deutschen hielten, blieb Don Elia im Grunde sesshaft. Am 8. September schrieb er an den Leiter des Salesianerhauses in Treviglio: *„Stell dir unsere Gemütsverfassung in diesen Momenten vor. Wir haben sehr dunkle und dramatische Tage durchlebt. [...] Mein Gedanke ist immer bei dir und bei den lieben Mitbrüdern dort. Ich fühle eine lebhaftige Sehnsucht [...]“*.

Ab dem 11. hielt er den Schwestern die Exerzitien zum Thema der letzten Dinge (*Novissima*), der Ordensgelübde und des Lebens des Herrn Jesus vor.

Die gesamte Bevölkerung – so eine Ordensfrau – liebte Don Elia, nicht zuletzt, weil er nicht zögerte, sich jederzeit für alle aufzopfern; er forderte die Menschen nicht nur zum Gebet auf, sondern bot ihnen ein gutes Beispiel mit

seiner Frömmigkeit und dem wenig apostolischen Wirken, das, angesichts der Umstände, möglich war.

Die Erfahrung der Exerzitien verlieh der gesamten Woche einen anderen Schwung und bezog sowohl Ordensleute als auch Laien mit ein. Am Abend versammelte Don Elia 80-90 Personen: Man versuchte, die Spannung mit etwas Freude, guten Beispielen und Nächstenliebe zu mildern. In jenen Monaten waren sowohl er als auch Pater Martino, wie auch andere Priester, allen voran Don Giovanni Fornasini, an vorderster Front in vielen Wohltaten tätig.

Das Massaker von Montesole

Das grausamste und größte Massaker, das die Nazi-SS während des Krieges 1939-45 in Europa verübte, fand in der Umgebung von Monte Sole statt, in den Gebieten von Marzabotto, Grizzana Morandi und Monzuno, obwohl es allgemein als „Massaker von Marzabotto“ bekannt ist.

Zwischen dem 29. September und dem 5. Oktober 1944 wurden 770 Menschen getötet, aber insgesamt gab es vom Frühjahr 1944 bis zur Befreiung 955 Opfer der Deutschen und der Faschisten, verteilt auf 115 verschiedene Orte in einem riesigen Gebiet, das die Gemeinden Marzabotto, Grizzana und Monzuno und einige Teile der angrenzenden Gebiete umfasste. Davon waren 216 Kinder, 316 Frauen, 142 ältere Menschen, 138 als Partisanen anerkannte Opfer und fünf Priester, deren Schuld in den Augen der Deutschen darin bestand, der gesamten Bevölkerung von Monte Sole während der tragischen Monate des Krieges und der militärischen Besatzung mit Gebet und materieller Hilfe zur Seite gestanden zu haben. Zusammen mit Don Elia Comini, einem Salesianer, und Pater Martino Capelli, einem Dehonianer, wurden in jenen tragischen Tagen auch drei Priester der Erzdiözese Bologna getötet: Don Ubaldo Marchioni, Don Ferdinando Casagrande und Don Giovanni Fornasini. Das Verfahren zur Selig- und Heiligsprechung aller fünf ist im Gange. Don Giovanni, der „Engel von Marzabotto“, fiel am 13. Oktober 1944. Er war neunundzwanzig Jahre alt und sein Leichnam blieb bis 1945 unbestattet, als er schwer gefoltert

aufgefunden wurde; er wurde am 26. September 2021 seliggesprochen. Don Ubaldo starb am 29. September auf dem Altar seiner Kirche in Casaglia durch ein Maschinengewehr; er war 26 Jahre alt und zwei Jahre zuvor zum Priester geweiht worden. Die deutschen Soldaten fanden ihn und die Gemeinde beim Beten des Rosenkranzes vor. Er wurde dort, am Fuße des Altars, getötet. Die anderen – mehr als 70 – auf dem nahegelegenen Friedhof. Don Ferdinando wurde am 9. Oktober zusammen mit seiner Schwester Giulia durch einen Schuss in den Hinterkopf getötet; er war 26 Jahre alt.

Von der Wehrmacht zur SS

Am 25. September verließ die Wehrmacht das Gebiet und übergab das Kommando an die SS des 16. Bataillons der Sechzehnten Panzerdivision „Reichsführer-SS“, einer Division, die SS-Elemente „Totenkopf“ umfasste und der eine Blutsprache vorausging, da sie am 12. August 1944 in Sant'Anna di Stazzema (Lucca) anwesend war; am 17. desselben Monats in San Terenzo Monti (Massa-Carrara, in Lunigiana); vom 24. bis 27. August in Vinca und Umgebung (Massa-Carrara, in Lunigiana an den Hängen der Apuanischen Alpen).

Am 25. September richtete die SS das „Oberkommando“ in Sibano ein. Am 26. September begab sie sich nach Salvaro, wo auch Don Elia war: ein Gebiet *außerhalb* des unmittelbaren Einflussbereichs der Partisanen. Die Härte der Befehlshaber in ihrem Streben nach völliger Missachtung des menschlichen Lebens, ihre Angewohnheit, über das Schicksal der Zivilisten zu lügen, und ihre paramilitärische Aufstellung – die bereitwillig auf die Technik der „verbrannten Erde“ zurückgriff, ohne Rücksicht auf das Kriegsrecht oder die Legitimität der von oben gegebenen Befehle – machten sie zu einer Todesschwadron, die nichts auf ihrem Weg unversehrt ließ. Einige hatten eine Ausbildung mit explizit Konzentrationslager- und Eliminierungstheoretischem Hintergrund erhalten, die auf die Unterdrückung des Lebens zu ideologischen Zwecken, den Hass auf diejenigen, die sich zum jüdisch-christlichen Glauben bekannten, die Verachtung der

Kleinen, Armen, Alten und Schwachen und die Verfolgung derjenigen, die sich den Abscheulichkeiten des Nationalsozialismus widersetzen, ausgerichtet war. Es gab einen regelrechten Katechismus – antichristlich und antikatholisch –, der den jungen SS-Leuten eingepflegt wurde.

„Wenn man bedenkt, dass die nationalsozialistische Jugend im Verachten der menschlichen Persönlichkeit der Juden und anderer 'nicht auserwählten' Rassen, im fanatischen Kult einer angeblichen absoluten nationalen Überlegenheit, im Mythos der schöpferischen Gewalt und der 'neuen Waffen', die Gerechtigkeit in die Welt bringen sollten, ausgebildet wurde, versteht man, wo die Wurzeln der Abscheulichkeiten lagen, die durch die Kriegs Atmosphäre und die Angst vor einer enttäuschenden Niederlage erleichtert wurden“.

Don Elia Comini – zusammen mit Pater Capelli – eilte herbei, um zu trösten, zu beruhigen, zu ermahnen. Er beschloss, vor allem die Überlebenden der Familien, in denen die Deutschen als Vergeltung getötet hatten, im Pfarrhaus aufzunehmen. Damit bewahrte er die Überlebenden vor der Gefahr, kurz darauf den Tod zu finden, vor allem aber bewahrte er sie – zumindest soweit möglich – vor jener Spirale aus Einsamkeit, Verzweiflung und Verlust des Lebenswillens, die sogar in einen Todeswunsch hätte münden können. Es gelang ihm auch, mit den Deutschen zu reden und zumindest einmal die SS von ihrem Vorhaben abzubringen, indem er sie zum Vorbeimarsch veranlasste und später die Flüchtlinge warnen konnte, aus dem Versteck zu kommen.

Der Vize-Postulator Don Rino Germani sdb schrieb: „Don Elia kommt. Er beruhigt sie. Er sagt ihnen, sie sollen herauskommen, denn die Deutschen sind weg. Er spricht mit den Deutschen und bringt sie dazu, weiterzugehen“.

Auch Paolo Calanchi, ein Mann, dem das Gewissen nichts vorzuwerfen hatte und der den Fehler beging, nicht zu fliehen, wurde getötet. Wieder war es Don Elia, der herbeieilte, bevor die Flammen seinen Leichnam angriffen, um wenigstens seine sterblichen Überreste zu ehren, da er nicht rechtzeitig gekommen war, um ihm das Leben zu retten:

„Paolinos Leichnam wurde von Don Elia selbst aus den Flammen gerettet, der ihn unter Einsatz seines Lebens aufhob und in einem Karren zur Kirche von Salvaro brachte“.

Die Tochter von Paolo Calanchi sagte aus: *„Mein Vater war ein guter und ehrlicher Mensch [„in Zeiten der Lebensmittelkarten und der Hungersnot gab er denjenigen Brot, die keines hatten“] und er hatte sich geweigert, zu fliehen, er war allen gegenüber ruhig. Er wurde von den Deutschen getötet, erschossen, als Vergeltungsmaßnahme; später wurde auch sein Haus in Brand gesteckt, aber der Leichnam meines Vaters wurde von Don Comini selbst aus den Flammen gerettet, der ihn unter Einsatz seines eigenen Lebens aufhob und mit einem Karren zur Kirche von Salvaro brachte, wo er in einer Kiste, die er aus Brettern gebaut hatte, auf dem Friedhof begraben wurde. Dank des Mutes von Don Comini und wahrscheinlich auch von Pater Martino konnten meine Mutter und ich am Ende des Krieges den Sarg unseres Geliebten finden und auf den Friedhof von Vergato überführen lassen, zusammen mit dem meines Bruders Gianluigi, der 40 Tage später beim Überqueren der Frontlinie starb“.*

Einmal sagte Don Elia über die Wehrmacht: *„Wir müssen auch diese Deutschen lieben, die uns stören kommen“.* *„Er liebte alle ohne Vorliebe“.* Der Dienst von Don Elia war in diesen Tagen für Salvaro und die vielen Vertriebenen von großem Wert. Zeitzeugen erklärten: *„Don Elia war unser Glück, denn wir hatten einen Pfarrer, der zu alt und zu schwach war. Die ganze Bevölkerung wusste, dass Don Elia sich für uns interessierte; Don Elia half allen. Man kann sagen, dass wir ihn jeden Tag gesehen haben. Er hielt die Messe, aber dann war er oft auf dem Kirchhof und beobachtete: Die Deutschen waren unten, Richtung Rhein; die Partisanen kamen von den Bergen, Richtung Creda. Einmal, zum Beispiel, (einige Tage vor dem 26.) kamen die Partisanen. Wir kamen aus der Kirche in Salvaro und da waren Partisanen, alle bewaffnet, und Don Elia forderte sie auf, zu gehen, um Ärger zu vermeiden. Sie hörten auf ihn und gingen. Wäre er nicht da gewesen, wäre das, was dann geschah, wahrscheinlich schon viel früher passiert“; „Soweit*

ich weiß, war Don Elia die Seele der Situation, denn mit seiner Persönlichkeit wusste er viele Dinge in den Händen zu halten, die in diesen dramatischen Momenten von entscheidender Bedeutung waren“.

Obwohl er ein junger Priester war, war Don Elia Comini zuverlässig. Diese Zuverlässigkeit, verbunden mit einer tiefen Rechtschaffenheit, begleitete ihn schon immer, sogar als er noch ein Kleriker war, wie aus einem Zeugnis hervorgeht: *„Ich hatte ihn vier Jahre lang am Rota, von 1931 bis 1935, und obwohl er noch Kleriker war, **gab er mir eine Hilfe, die ich bei keinem anderen** älteren Mitbruder **so leicht gefunden hätte**“.*

Das Triduum der Passion

Die Situation spitzte sich jedoch nach wenigen Tagen, am Morgen des 29. September, zu, als die SS ein schreckliches Massaker in der Gegend von „Creda“ verübte. Das Signal für den Beginn des Massakers waren eine weiße und eine rote Rakete in der Luft: Sie begannen zu schießen, die Maschinengewehre trafen die Opfer, die sich an einem Vordach verbarrikadiert und fast keinen Ausweg mehr hatten. Dann wurden Handgranaten geworfen, einige Brandbomben, und der Stall – wo einige es geschafft hatten, Schutz zu finden – fing Feuer. Wenige Männer, die einen Moment der Ablenkung der SS in dieser Hölle nutzten, stürmten in den Wald. Attilio Comastri, der verwundet war, rettete sich, weil der leblose Körper seiner Frau Ines Gandolfi ihm Schutz geboten hatte: Er sollte tagelang in einem Schockzustand umherirren, bis er es schaffte, die Front zu überqueren und sein Leben zu retten; er hatte neben seiner Frau auch die Schwester Marcellina und die zweijährige Tochter Bianca verloren. Auch Carlo Cardi konnte sich retten, doch seine Familie wurde ausgelöscht: Walter Cardi war erst 14 Tage alt, er war das jüngste Opfer des Massakers von Monte Sole. Mario Lippi, einer der Überlebenden, bezeugte: *„Ich weiß selbst nicht, wie ich mich auf wundersame Weise retten konnte, denn von den 82 Menschen, die sich unter dem Vordach versammelt hatten, wurden 70 [69, nach der*

offiziellen Rekonstruktion] getötet. Ich erinnere mich, dass die Deutschen neben dem Maschinengewehrfeuer auch Handgranaten auf uns warfen, und ich glaube, es waren einige Granatsplitter, die mich an der rechten Seite, am Rücken und am rechten Arm leicht verwundet haben. Zusammen mit sieben anderen Personen nutzte ich die Tatsache, dass es auf [einer] Seite des Vordachs eine kleine Tür gab, die auf die Straße führte, und flüchtete in Richtung Wald. Als die Deutschen uns fliehen sahen, schossen sie von hinten auf uns und töteten einen von uns [namens] Gandolfi Emilio. Ich gebe an, dass sich unter den 82 Menschen, die sich unter dem genannten Vordach versammelt hatten, auch etwa 20 Kinder befanden, zwei davon in Windeln, auf den Armen ihrer Mütter, und etwa 20 Frauen“.

In Creda waren es 21 Kinder unter 11 Jahren, einige davon sehr jung; 24 Frauen (darunter eine Jugendliche); fast 20 „Ältere“. Unter den am stärksten betroffenen Familien waren die Cardi (7 Personen), die Gandolfi (9 Personen), die Lolli (5 Personen), die Macchelli (6 Personen).

Vom Pfarrhaus von Msgr. Mellini aus, nach oben schauend, konnte man irgendwann Rauch sehen, aber es war noch früh am Morgen, Creda blieb dem Blick verborgen und der Wald dämpfte die Geräusche. In der Pfarrei wurden an diesem Tag – dem 29. September, dem Erzengelfest – frühmorgens drei Messen in unmittelbarer Folge gefeiert: die von Msgr. Mellini; die von Pater Capelli, der sich dann auf den Weg machte, um in der Ortschaft „Casellina“ die Letzte Ölung zu spenden, und die von Don Comini. Und genau dann klopfte das Drama an die Tür: „Ferdinando Castori, der ebenfalls dem Massaker entkommen war, kam blutverschmiert wie ein Metzger zur Kirche von Salvaro und versteckte sich im Giebel des Glockenturms“. Gegen 8 Uhr traf ein erschütterter Mann im Pfarrhaus ein: Er sah aus „wie ein Ungeheuer wegen seines erschreckenden Aussehens“, sagte Schwester Alberta Taccini. Er bat um Hilfe für die Verwundeten. Rund siebzig Personen waren tot oder starben unter schrecklichen Qualen. Don Elia hatte in wenigen Augenblicken die Einsicht, 60/70 Männer in der Sakristei zu verstecken, indem er einen alten Schrank gegen die Tür schob,

so dass die Türschwelle von unten sichtbar blieb, aber es war dennoch die einzige Hoffnung auf Rettung: „Damals hatte Don Elia, er selbst, die Idee, die Männer an der Seite der Sakristei zu verstecken und dann einen Schrank vor die Tür zu stellen (ein oder zwei Leute, die im Haus des Monsignores waren, halfen ihm). Es war die Idee von Don Elia; aber alle waren dagegen, dass Don Elia diese Aufgabe übernahm... Er wollte es. Die anderen sagten: ‚Und wenn sie uns dann aufdecken?‘“. Eine andere Schilderung: „Don Elia gelang es, etwa sechzig Männer in einem Raum neben der Sakristei zu verstecken und einen alten Schrank gegen die Tür zu schieben. In der Zwischenzeit hörte man das Knattern der Maschinengewehre und die verzweifelten Schreie der Menschen aus den benachbarten Häusern. Don Elia hatte noch die Kraft, mit dem Heiligen Messopfer zu beginnen, dem letzten seines Lebens. Er war noch nicht fertig, als ein junger Mann aus dem Ort „Creda“ erschrocken und außer Atem um Hilfe bat, weil die SS ein Haus umstellt und neunundsechzig Personen, Männer, Frauen, Kinder, verhaftet hatte“.

„Noch in seinen heiligen Gewändern, **vor dem Altar niedergeschlagen und ins Gebet vertieft**, erfleht er für alle die Hilfe des Heiligsten Herzens, die Fürsprache Marias, Hilfe der Christen, des Heiligen Johannes Bosco und des Heiligen Erzengels Michael. Johannes Bosco an. Nach einer kurzen Gewissenserforschung rezitierte er dreimal den Akt der Reue und bereitete sie auf den Tod vor. Er empfiehlt den Schwestern, all diesen Menschen beizustehen, und der Oberin, ein starkes Gebet zu leiten, damit die Gläubigen darin den Trost finden, den sie brauchen“.

In Bezug auf Don Elia und Pater Martino, der kurz darauf zurückkehrte, „stellt man einige Dimensionen eines priesterlichen Lebens fest, das bis zum letzten Moment bewusst für andere gelebt wurde: Ihr Tod war eine Fortsetzung des Lebensgeschenks der Messe, die bis zum letzten Tag gefeiert wurde“. Ihre Wahl hatte „ferne Wurzeln, in der Entscheidung, Gutes zu tun, auch wenn es die letzte Stunde war, bereit auch zum Märtyrertod“: „Viele Menschen kamen in die Pfarrei, um

Hilfe zu suchen, und ohne das Wissen des Pfarrers versuchten Don Elia und Pater Martino, so viele Menschen wie möglich zu verstecken; nachdem sie sichergestellt hatten, dass sie irgendwie betreut wurden, eilten sie zu den Orten der Massaker, um auch den Unglücklichsten helfen zu können; selbst Msgr. Mellini bemerkte dies nicht und suchte weiterhin die beiden Priester, die ihm helfen sollten, all diese Menschen aufzunehmen“ („Wir sind uns sicher, dass keiner von ihnen Partisan oder bei den Partisanen gewesen war“).

In diesen Momenten zeigte Don Elia eine große Klarheit, die sich sowohl in organisatorischem Geist als auch im Bewusstsein äußerte, sein eigenes Leben aufs Spiel zu setzen: „Angesichts all dessen, und Don Elia wusste das gut, können wir also nicht nach jener Nächstenliebe suchen, die zum Versuch führt, anderen zu helfen, sondern vielmehr nach jener Art von Nächstenliebe (die die gleiche wie die Christi war), die dazu führt, **bis ins Innerste an dem Leiden anderer teilzuhaben**, ohne auch nur den Tod als seine letzte Manifestation zu fürchten. Dass es sich um eine **klare und wohlüberlegte Entscheidung** handelte, zeigt sich auch im organisatorischen Geist, den er bis wenige Minuten vor seinem Tod zeigte, indem er mit Schnelligkeit und Intelligenz versuchte, so viele Menschen wie möglich in den versteckten Räumen des Pfarrhauses zu verstecken; dann die Nachricht von Creda und, nach der brüderlichen Nächstenliebe, die heroische Nächstenliebe“.

Eines steht fest: Wenn Don Elia sich mit all den anderen Männern versteckt hätte oder auch nur an der Seite von Msgr. Mellini geblieben wäre, hätte er nichts zu befürchten gehabt. Stattdessen nahmen Don Elia und Pater Martino die Stola, das heilige Öl und eine Monstranz mit einigen konsekrierten Hostien und „machten sich auf den Weg zum Berg, bewaffnet mit der Stola und dem Öl der Kranken“: „Als Don Elia von Monsignore zurückkam, **nahm er das Ziborium mit den Hostien** und das heilige Öl und wandte sich an uns: wieder dieses Gesicht! Es war so bleich, dass es wie das eines bereits Toten aussah. Und er sagte: „Betet, betet für mich, denn ich habe

eine Mission zu erfüllen“. „Betet für mich, lasst mich nicht allein!“. „Wir sind Priester und wir müssen gehen und wir müssen unsere Pflicht tun“. **„Lasst uns gehen und den Herrn zu unseren Brüdern bringen“.**

Oben in Creda waren viele Menschen, die unter Qualen starben: Sie mussten eilen, segnen und – wenn möglich – versuchen, bei der SS einzugreifen.

Frau Massimina [Zappoli], die auch Zeugin der militärischen Untersuchung in Bologna war, erinnert sich: „Trotz der Gebete von uns allen feierten sie hastig die Eucharistie und, nur von der Hoffnung getrieben, etwas für die Opfer solcher Grausamkeit, zumindest mit einem geistlichen Trost, zu tun, **nahmen sie das Allerheiligste Sakrament und rannten nach Creda.** Ich erinnere mich, dass, während Don Elia, bereits in seinem Lauf, an mir in der Küche vorbeiging, **ich mich an ihn klammerte in einem letzten Versuch, ihn abzuhalten,** indem ich ihm sagte, dass wir uns selbst ausgeliefert seien; er ließ mich verstehen, dass, so ernst unsere Situation auch war, es diejenigen gab, die schlimmer dran waren als wir und dass sie zu diesen gehen mussten“.

Er war unnachgiebig und weigerte sich, wie Msgr. Mellini später vorschlug, den Aufstieg nach Creda zu verschieben, wenn die Deutschen abgezogen waren: „Es war [deshalb] eine Passion, bevor sie blutig wurde, [...] des Herzens, die Passion des Geistes. In diesen Zeiten war man von allem und jedem terrorisiert: Man hatte kein Vertrauen mehr zu niemandem: Jeder konnte ein entscheidender Feind für das eigene Leben sein. Als die beiden Priester merkten, dass jemand wirklich ihrer bedurfte, zögerten sie nicht lange, zu entscheiden, was zu tun sei [...] und vor allem **wandten sie sich nicht der Entscheidung zu, die für alle die unmittelbare war, nämlich einen Unterschlupf zu finden,** zu versuchen, sich zu verstecken und **sich aus dem Getümmel herauszuhalten. Die beiden Priester hingegen gingen bewusst hinein,** wissend, dass ihr Leben zu 99 % in Gefahr war; und sie gingen, **um wirklich Priester zu sein:** das heißt, um zu helfen und zu trösten; um auch den Dienst der Sakramente zu leisten, also des Gebets,

des Trostes, den der Glaube und die Religion bieten“.

Eine Person sagte: „Don Elia war für uns bereits heilig. **Wäre er eine normale Person gewesen [...]** hätte er sich nicht dazu getraut; **er hätte sich auch hinter dem Schrank versteckt, wie alle anderen**“.

Mit den versteckten Männern sind es die Frauen, die versuchten, die Priester zurückzuhalten, in einem letzten Versuch, ihnen das Leben zu retten. Die Szene war gleichzeitig aufgeregt und sehr aussagekräftig: „Lidia Macchi [...] und andere Frauen versuchten, sie am Aufbruch zu hindern, versuchten, sie am Habit festzuhalten, rannten ihnen nach, riefen laut, dass sie zurückkommen sollten: Getrieben von einer inneren Kraft, die der Eifer der Nächstenliebe und die missionarische Fürsorge ist, gingen sie nun entschieden in Richtung Creda, um die religiösen Trostmittel zu bringen“.

Eine von ihnen erinnerte sich: „Ich umarmte sie, hielt sie fest an den Armen und sagte und flehte: – Geht nicht! – Geht nicht!“.

Und Lidia Marchi fügte hinzu: „Ich zog an Pater Martinos Gewand und hielt ihn zurück [...] aber beide Priester wiederholten: – Wir müssen gehen; der Herr ruft uns“.

„Wir müssen unsere Pflicht erfüllen. Und [Don Elia und Pater Martino] gingen, wie Jesus, ihrem vorbestimmten Schicksal entgegen“.

„Die Entscheidung, nach Creda zu gehen, wurde von den beiden Priestern aus **rein pastoralem Geist** getroffen; **obwohl alle versuchten, sie abzuhalten**, wollten sie gehen, getrieben von der Hoffnung, jemanden von denen zu retten, die dem Zorn der Soldaten ausgeliefert waren“.

In Creda kamen sie fast sicher nie an. Gefangen genommen, so eine Zeugin, bei einem „Pfeiler“, gerade außerhalb des Blickfeldes der Pfarrei, wurden Don Elia und Pater Martino später gesehen, beladen mit Munition, an der Spitze der Festgenommenen, oder auch allein, gefesselt, mit Ketten, neben einem Baum, während es keinen Kampf gab und die SS gerade aß. Don Elia forderte eine Frau auf, zu fliehen, sich nicht aufzuhalten, um nicht getötet zu werden: „Anna, um

Himmels willen, flieh, flieh“.

„Sie waren beladen und gebückt unter dem Gewicht vieler schwerer Kisten, die ihren Körper von vorne und hinten umhüllten. Ihr Rücken machte eine Kurve, die sie fast mit der Nase zum Boden brachte“.

„Sitzend auf dem Boden [...] sehr verschwitzt und müde, mit der Munition auf dem Rücken“.

„Festgenommen werden sie gezwungen, Munition den Berg hinauf und hinunter zu tragen, Zeugen unerhörter Gewalt“.

„[Die SS zwingt sie] unter ihrem Geleitschutz immer wieder den Berg hinunter und hinauf zu gehen, wobei sie unter den Augen der beiden Opfer die grausamsten Gewalttätigkeiten ausüben“.

Wo sind jetzt die Stola, das heilige Öl und vor allem das Allerheiligste Sakrament? Es gibt keine Spur mehr davon. Abseits neugieriger Augen hat sie die SS den Priestern gewaltsam entrissen, um sich dieses Schatzes zu entledigen, von dem nichts mehr zu finden war.

Gegen Abend des 29. September 1944 wurden sie zusammen mit vielen anderen Männern (die festgenommen wurden und nicht etwa aus Repressalien oder weil sie Partisanen waren, wie es in den Quellen heißt) in das Haus „der Birocciai“ in Pioppe di Salvaro gebracht. Später, aufgeteilt, hatten sie sehr unterschiedliche Schicksale: Nur wenige wurden nach einer Reihe von Verhören befreit. Die meisten, als arbeitsfähig bewertet, wurden in Zwangsarbeitslager überwiesen und konnten – später – zu ihren Familien zurückkehren. Die als arbeitsunfähig Bewerteten, aus rein altersbedingten Kriterien (vgl. Konzentrationslager) oder aus gesundheitlichen Gründen (jung, aber verwundet oder der sich als krank Ausgebende in der Hoffnung, sich zu retten) wurden in der Nacht des 1. Oktober in der „Botte“ der Canapiera in Pioppe di Salvaro erschossen, mittlerweile eine Ruine, da sie Tage zuvor von den Alliierten bombardiert worden war.

Don Elia und Pater Martino – die verhört wurden – konnten sich bis zuletzt im Haus bewegen und Besuche empfangen. Don Elia legte für alle Fürbitte ein, und ein sehr

mitgenommener junger Mann schlief auf seinen Knien ein: Bei einem Besuch erhielt Don Elia das Brevier, das ihm so teuer war und das er bis zu den letzten Momenten bei sich behalten wollte. Heute hat die sorgfältige historische Forschung durch die Dokumentenquellen, unterstützt von der neuesten laizistischen Geschichtsschreibung, gezeigt, dass kein Versuch, Don Elia zu befreien, der von Cavaliere Emilio Veggetti unternommen wurde, jemals erfolgreich war und dass Don Elia und Pater Martino nie wirklich als „Spione“ betrachtet oder zumindest behandelt wurden.

Der Holocaust

Schließlich wurden sie, obwohl jung (34 und 32 Jahre), in die Gruppe der Arbeitsunfähigen aufgenommen und mit ihnen hingerichtet. Sie verbrachten diese letzten Momente im Gebet, ließen andere beten, hatten sich gegenseitig die Absolution erteilt und gaben jeden möglichen Trost des Glaubens. Don Elia gelang es, die makabre Prozession der Verurteilten bis zu einem Podium vor dem Becken der Canapiera, wo sie erschossen werden sollten, in einen gemeinsamen Akt des Vertrauens zu verwandeln, indem er so lange er konnte das Brevier offen in der Hand hielt (später, so heißt es, schlug ein Deutscher gewaltsam auf seine Hände und das Brevier fiel ins Becken) und vor allem die Litaneien anstimmte. Als das Feuer eröffnet wurde, rettete Don Elia Comini einen Mann, indem er ihn mit seinem Körper schützte und „Barmherzigkeit“ rief. Pater Martino rief hingegen „Vergebung“, während er sich mühsam im Becken erhob, zwischen den toten oder sterbenden Gefährten, und das Kreuzzeichen wenige Augenblicke bevor er selbst starb, aufgrund einer riesigen Wunde, machte. Die SS wollte sicherstellen, dass niemand überlebte, indem sie einige Handgranaten warf. In den folgenden Tagen, angesichts der Unmöglichkeit, die Leichen, die im Wasser und Schlamm versunken waren, aufgrund von starken Regenfällen zu bergen (die Frauen versuchten es, aber selbst Don Fornasini konnte es nicht schaffen), öffnete ein Mann die Gitter und die reißende Strömung des Flusses Reno nahm alles mit. Nichts wurde jemals

mehr von ihnen gefunden: *consummatum est!*

Es hatte sich ihr Wesen herauskristallisiert, „auch zum Märtyrertod bereit zu sein, auch wenn es den Augen der Menschen töricht erscheint, **seine eigene Rettung zu verweigern, um einem bereits dem Tod Geweihten** einen armseligen Trost zu geben“. Msgr. Benito Cocchi sagte im September 1977 in Salvaro: „Nun denn, hier vor dem Herrn sagen wir, dass unsere Vorliebe diesen Gesten, diesen Menschen gilt, denen, die **persönlich bezahlen**: denen, die zu einer Zeit, als nur Waffen, Stärke und Gewalt zählten, als ein Haus, das Leben eines Kindes, eine ganze Familie nichts wert waren, in der Lage waren, Gesten zu vollbringen, die in den Kriegsbilanzen keine Stimme haben, aber wahre Schätze der Menschlichkeit, des Widerstands und der Alternative zur Gewalt sind; denen, die auf diese Weise **die Wurzeln für eine menschlichere Gesellschaft und ein menschlicheres Zusammenleben** legten“.

In diesem Sinne „stellt das Märtyrertum der Priester die Frucht ihrer bewussten Entscheidung dar, das Schicksal der Herde bis zum äußersten Opfer zu teilen, wenn die lang verfolgten Bemühungen um eine Vermittlung zwischen der Bevölkerung und den Besatzern keine Aussicht auf Erfolg mehr haben“.

Don Elia Comini war sich über sein eigenes Schicksal im Klaren und sagte – bereits in den ersten Phasen der Inhaftierung –: „Um Gutes zu tun, müssen wir so viel Schmerz ertragen“; „Es war Don Elia, der, auf den Himmel zeigend, mit wässrigen Augen grüßte“. „Elia schaute hinaus und sagte zu mir: „Gehen Sie nach Bologna, zum Kardinal, und sagen Sie ihm, wo wir uns befinden“. Ich antwortete: „Wie soll ich nach Bologna gehen?“. [...] Inzwischen drängten mich die Soldaten mit dem Gewehrlauf. D. Elia verabschiedete sich von mir und sagte: „Wir werden uns im Paradies wiedersehen!“. Ich rief: „Nein, nein, sagen Sie das nicht“. Er antwortete, traurig und resigniert: „Wir werden uns im Paradies wiedersehen“.

Mit Don Bosco...: „[Ich] erwarte euch alle im Paradies“!

Es war der Abend des 1. Oktober, des Beginns des Monats, der dem Rosenkranz und den Missionen gewidmet ist.

In den Jahren seiner frühen Jugend hatte Elia Comini zu Gott gesagt: „**Herr, *bereite mich darauf vor, der am wenigsten Unwürdige zu sein, um ein akzeptables Opfer zu sein***“ („Tagebuch“ 1929); „**Herr, [...] *nimm mich auch als Sühneopfer an***“ (1929); „***ich möchte ein Holocaust-Opfer sein***“ (1931). „[Jesus] habe ich **um den Tod** gebeten, **eher als dass ich meiner priesterlichen Berufung und der heroischen Liebe zu den Seelen untreu werde**“ (1935).

Vera Grita, Pilgerin der Hoffnung

Vera Grita, Tochter von Amleto und Maria Anna Zacco della Pirrera, wurde am 28. Januar 1923 in Rom geboren und war die Zweitgeborene von vier Schwestern. Sie lebte und studierte in Savona, wo sie die Lehrbefähigung erlangte. Mit 21 Jahren, während eines plötzlichen Luftangriffs auf die Stadt (1944), wurde sie von der flüchtenden Menge überrannt und zertrampelt, was schwere körperliche Folgen für sie hatte, die sie von da an für immer mit Leiden prägten. In ihrem kurzen irdischen Leben blieb sie unauffällig, unterrichtete in den Schulen des ligurischen Hinterlandes (Rialto, Erli, Alpicella, Deserto di Varazze), wo sie sich den Respekt und die Zuneigung aller für ihren guten und sanften Charakter erwarb.

In Savona nahm sie in der salesianischen Pfarrei Maria, Hilfe der Christen, an der Messe teil und war regelmäßig beim Sakrament der Buße. Ab 1963 war der Salesianer Don Giovanni Bocchi ihr Beichtvater. Ab 1967 war sie Salesianische Mitarbeiterin und verwirklichte ihre Berufung in

der völligen Selbsthingabe an den Herrn, der sich ihr auf außergewöhnliche Weise in der Tiefe ihres Herzens mit der „Stimme“, mit dem „Wort“ schenkte, um ihr das Werk der Lebendigen Tabernakel zu offenbaren. Sie übergab ihrem Seelsorger, dem Salesianer Don Gabriello Zucconi, alle ihre Schriften und bewahrte im Schweigen ihres Herzens das Geheimnis dieses Rufes, geleitet vom göttlichen Meister und von der Jungfrau Maria, die sie auf dem Weg des verborgenen Lebens, der Entbehrung und der Selbstverleugung begleiteten.

Unter dem Impuls der göttlichen Gnade und unter der Vermittlung der geistlichen Führer antwortete Vera Grita auf das Geschenk Gottes, indem sie in ihrem Leben, das von der Mühe der Krankheit geprägt war, die Begegnung mit dem Auferstandenen bezeugte und sich mit heldenhafter Großzügigkeit dem Unterricht und der Erziehung der Schüler widmete, den Bedürfnissen der Familie nachkam und ein Leben in evangelischer Armut bezeugte. Zentriert und fest im Gott, der liebt und trägt, war sie mit großer innerer Festigkeit in der Lage, die Prüfungen und Leiden des Lebens zu ertragen. Auf der Grundlage dieser inneren Festigkeit legte sie Zeugnis von einem christlichen Dasein, das von Geduld und Beständigkeit im Guten geprägt war, ab.

Sie starb am 22. Dezember 1969 im Alter von 46 Jahren in einem kleinen Krankenzimmer in Pietra Ligure, wo sie die letzten sechs Monate ihres Lebens in einem Crescendo von akzeptierten und in Einheit mit dem gekreuzigten Jesus Christus erlebten Leiden verbrachte. „Die Seele von Vera – schrieb Don Borra, Salesianer und ihr erster Biograf – tritt mit den Botschaften und Briefen in die Reihe jener charismatischen Seelen ein, die dazu berufen sind, die Kirche mit den Flammen der Liebe zu Gott und zu Jesus in der Eucharistie für die Ausdehnung des Reiches zu bereichern“.

Ein Leben ohne menschliche Hoffnungen

Menschlich gesehen ist Veras Leben seit der Kindheit von dem Verlust eines Horizonts der Hoffnung geprägt. Der Verlust der wirtschaftlichen Autonomie in ihrem

Familienkreis, dann die Trennung ihrer Eltern, um nach Modica auf Sizilien zu ihren Tanten zu gehen, und vor allem der Tod ihres Vaters im Jahr 1943 stellen Vera vor die Folgen von besonders leidvollen menschlichen Ereignissen.

Nach dem 4. Juli 1944, dem Tag des Bombenangriffs auf Savona, der ihr ganzes Leben prägen wird, werden auch ihre Gesundheitszustände für immer beeinträchtigt sein. Daher fand sich die Dienerin Gottes als junge Frau ohne jegliche Zukunftsperspektive wieder und musste mehrmals ihre Pläne überdenken und viele Wünsche aufgeben: von der Universitätsausbildung über die Lehrtätigkeit bis hin zu einer eigenen Familie mit dem jungen Mann, den sie traf.

Trotz des plötzlichen Endes all ihrer menschlichen Hoffnungen zwischen 20 und 21 Jahren ist die Hoffnung in Vera sehr präsent: sowohl als menschliche Tugend, die an eine mögliche Veränderung glaubt und sich bemüht, sie zu verwirklichen (obwohl sie sehr krank war, bereitete sie sich auf das Lehramtsprüfungsverfahren vor und bestand es), als auch vor allem als theologische Tugend – verankert im Glauben –, die ihr Energie verleiht und ein Trostmittel für andere wird.

Fast alle Zeugen, die sie kannten, heben diesen scheinbaren Widerspruch zwischen beeinträchtigtem Gesundheitszustand und der Fähigkeit, sich nie zu beklagen, hervor, sondern stattdessen Freude, Hoffnung und Mut auch in menschlich verzweifelte Umstände zu bezeugen. Vera wurde zur „Überbringerin der Freude“.

Eine Nichte sagt: „Sie war immer krank und leidend, aber ich habe sie nie entmutigt oder wütend über ihren Zustand gesehen, sie hatte immer ein Licht der Hoffnung, das von ihrem großen Glauben getragen wurde. [...] Meine Tante war oft im Krankenhaus, leidend und verletzlich, aber immer gelassen und voller Hoffnung, weil sie Jesus so sehr liebte“.

Auch Schwester Liliana zog aus den Nachmittagsanrufen mit ihr Ermutigung, Gelassenheit und Hoffnung, obwohl die Dienerin Gottes damals mit zahlreichen Gesundheitsproblemen und beruflichen Verpflichtungen belastet war: „Sie erfüllte mich –

sagt sie – mit Zuversicht und Hoffnung und ließ mich darüber nachdenken, dass Gott immer nahe bei uns ist und uns führt. Ihre Worte brachten mich zurück in die Arme des Herrn und ich fand wieder Frieden“.

Agnese Zannino Tibirosa, deren Zeugnis von besonderem Wert ist, da sie Vera im letzten Jahr ihres Lebens im Krankenhaus „Santa Corona“ begleitete, bezeugt: „Trotz der schweren Leiden, die ihr die Krankheit bereitete, habe ich sie nie über ihren Zustand klagen hören. Sie vermittelte allen, die sie ansprach, Erleichterung und Hoffnung, und wenn sie über ihre Zukunft sprach, tat sie dies mit Begeisterung und Mut“.

Bis zum Schluss blieb Vera Grita so: Auch im letzten Teil ihres irdischen Weges bewahrte sie einen Blick in die Zukunft, hoffte, dass das Tuberkulom durch die Behandlung zurückgehen würde, hoffte, im Schuljahr 1969-1970 den Lehrstuhl in Piani di Invrea besetzen zu können, sowie sich nach dem Verlassen des Krankenhauses ihrer eigenen geistlichen Mission widmen zu können.

Von ihrem Beichtvater zur Hoffnung erzogen und auf ihrem spirituellen Weg

In diesem Sinne ist die von Vera bezeugte Hoffnung in Gott verwurzelt und in jener weisheitlichen Lesart der Ereignisse, die ihr geistlicher Vater Don Gabriello Zucconi und, vor ihm, der Beichtvater Don Giovanni Bocchi sie lehrten. Gerade das Wirken von Don Bocchi – einem Mann der Freude und Hoffnung – hatte einen positiven Einfluss auf Vera, die er in ihrem Zustand als Kranke aufnahm und sie lehrte, den – nicht gesuchten – Leiden, unter denen sie litt, Wert zu verleihen. Don Bocchi war der erste Lehrer der Hoffnung, von dem gesagt wurde: „Mit stets herzlichen und hoffnungsvollen Worten öffnete er die Herzen für Großzügigkeit, Vergebung und Transparenz in zwischenmenschlichen Beziehungen; er lebte die Seligpreisungen mit Natürlichkeit und täglicher Treue“. „In der Hoffnung und in der Gewissheit, dass das, was Christus widerfahren ist, auch uns widerfahren wird: die glorreiche Auferstehung“, verwirklichte Don Bocchi durch seinen Dienst

eine Verkündigung der christlichen Hoffnung, die auf der Allmacht Gottes und der Auferstehung Christi beruht. Später, von Afrika aus, wohin er als Missionar aufgebrochen war, sagte er: „Ich war dort, weil ich ihnen den lebendigen und in der heiligsten Eucharistie gegenwärtigen Jesus mit allen Gaben seines Herzens bringen und schenken wollte: Frieden, Barmherzigkeit, Freude, Liebe, Licht, Einheit, Hoffnung, Wahrheit, ewiges Leben“.

Vera wurde auch in Umgebungen, die von körperlichem und moralischem Leiden, kognitiven Einschränkungen (wie unter ihren kleinen unterbegabten Schülern) oder suboptimalen familiären und sozialen Bedingungen (wie im „sengenden Klima“ von Erli) geprägt waren, zur Überbringerin von Hoffnung und Freude.

Ihre Freundin Maria Mattalia erinnert sich: „Ich sehe das süße Lächeln von Vera, manchmal müde vom vielen Kämpfen und Leiden; in Erinnerung an ihren Willen versuche ich, ihrem Beispiel von Güte, großem Glauben, Hoffnung und Liebe zu folgen [...]“.

Antonietta Fazio – ehemalige Hausmeisterin an der Schule in Casanova – sagte über sie aus: „Sie war bei ihren Schülern, die sie sehr liebte, und insbesondere bei denen mit geistigen Schwierigkeiten, sehr beliebt [...]. Sehr gläubig, vermittelte sie jedem Glauben und Hoffnung, obwohl sie selbst im Körper sehr leidend, aber nicht im Geist war.“

In diesen Kontexten arbeitete Vera daran, die Gründe für die Hoffnung neu zu beleben. Zum Beispiel im Krankenhaus (wo die Verpflegung wenig befriedigend ist) verzichtete sie auf einen besonderen Traubenstrauß, um einen Teil davon auf dem Nachttisch aller kranken Mitbewohnerinnen zu hinterlassen, und sie sorgte immer für ihr äußeres Erscheinungsbild, um sich gut, ordentlich, mit Anstand und Raffinesse zu präsentieren, und trug so auch dazu bei, dem Umfeld des Leidens in einer Klinik und manchmal auch der Hoffnungslosigkeit vieler Kranker entgegenzuwirken, die Gefahr laufen, „sich gehen zu lassen“.

Durch die **Botschaften des Werkes der Lebendigen Tabernakel** erzog der Herr sie zu einer Haltung des Wartens,

der Geduld und des Vertrauens auf ihn. Tatsächlich gibt es unzählige Ermahnungen über das *Warten auf den Bräutigam oder den Bräutigam, der auf seine Braut wartet*:

„Hoffe immer auf deinen Jesus, immer.

Möge er in unsere Seelen kommen, möge er in unsere Häuser kommen; möge er mit uns kommen, um Freude und Schmerzen, Mühen und Hoffnungen zu teilen.

Lass meine Liebe wirken und steigere deinen Glauben, deine Hoffnung.

Folge mir im Dunkeln, in den Schatten, denn du kennst den „Weg“.

Hoffe auf mich, hoffe auf Jesus!

Nach dem Weg der Hoffnung und des Wartens wird der Sieg kommen.

Um euch zu den Dingen des Himmels zu rufen“.

Überbringerin der Hoffnung im Sterben und im Fürbitten

Auch in der Krankheit und im Tod bezeugte Vera Grita die christliche Hoffnung.

Sie wusste, dass, wenn ihre Mission erfüllt wäre, auch das Leben auf Erden enden würde. „Das ist deine Aufgabe, und wenn sie erfüllt ist, wirst du dich von der Erde verabschieden, um in den Himmel zu kommen“: Daher fühlte sie sich nicht als „Besitzerin“ der Zeit, sondern suchte den Gehorsam gegenüber dem Willen Gottes.

In den letzten Monaten bezeugte die Dienerin Gottes trotz eines sich verschlechternden Zustands und der Gefahr einer Verschlechterung des Krankheitsbildes Gelassenheit, Frieden und ein inneres Gefühl einer „Vollendung“ ihres Lebens.

In den letzten Tagen, obwohl sie natürlich am Leben hing, beschrieb Don Giuseppe Formento sie als „bereits

im Frieden mit dem Herrn“. In diesem Geist konnte sie bis wenige Tage vor ihrem Tod die Kommunion empfangen und am 18. Dezember die Letzte Ölung erhalten.

Als Schwester Pina sie kurz vor ihrem Tod besuchte – Vera lag etwa drei Tage lang im Koma – erzählte sie ihr trotz ihrer üblichen Zurückhaltung, dass sie in diesen Tagen viele Dinge gesehen habe, sehr schöne Dinge, die sie leider nicht mehr erzählen konnte. Sie hatte von den Gebeten Pater Pios und des Guten Papstes für sie erfahren und fügte – in Bezug auf das ewige Leben – hinzu: „Ihr werdet alle mit mir in den Himmel kommen, seid euch dessen sicher.“

Liliana Grita bezeugte außerdem, dass Vera in ihrer letzten Lebensphase „mehr vom Himmel als von der Erde wusste“. Aus ihrem Leben wurde folgende Bilanz gezogen: „Sie, so leidend, tröstete die anderen, indem sie ihnen Hoffnung einflößte und nicht zögerte, ihnen zu helfen“.

Viele Gnaden, die der vermittelnden Fürbitte von Vera zugeschrieben werden, betreffen schließlich die christliche Hoffnung. Vera – auch während der Covid-19-Pandemie – half vielen, die Gründe für die Hoffnung wiederzufinden und war für sie Schutz, Schwester im Geiste, Hilfe im Priestertum. Sie half innerlich einem Priester, der nach einem Schlaganfall seine Gebete vergessen hatte und sie vor lauter Schmerz und Verwirrung nicht mehr aussprechen konnte. Sie sorgte dafür, dass viele wieder zu beten begannen, indem sie um die Heilung eines jungen Vaters bat, der von einer Blutung betroffen war.

Auch **Schwester Maria Ilaria Bossi**, Meisterin der Novizinnen der Benediktinerinnen vom Heiligsten Sakrament von Ghiffa, stellt fest, dass Vera – Schwester im Geiste – eine Seele ist, die zum Himmel führt und auf dem Weg zum Himmel begleitet: „Ich fühle sie als Schwester auf dem Weg zum Himmel... Viele [...], die sich in ihr erkennen und sich auf sie berufen, auf dem evangelischen Weg, auf dem Wettlauf zum Himmel.“

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die gesamte Geschichte von Vera Grita nicht von menschlichen Hoffnungen,

vom bloßen Blick auf das „Morgen“ geprägt war, in der Hoffnung, es möge besser sein als die Gegenwart, sondern von einer wahren theologischen Hoffnung: „Sie war gelassen, weil der Glaube und die Hoffnung sie immer getragen haben. Christus stand im Mittelpunkt ihres Lebens, aus ihm schöpfte sie Kraft. [...] Sie war eine gelassene Person, weil sie die theologische Hoffnung im Herzen hatte, nicht die gewöhnliche Hoffnung [...], sondern die, die nur von Gott kommt, die ein Geschenk ist und uns auf die Begegnung mit ihm vorbereitet“.

In einem Gebet zu Maria aus dem Werk der Lebendigen Tabernakel heißt es: „Erhebe uns [Maria] von der Erde, damit wir von hier aus für den Himmel leben und sein können, für das Reich deines Sohnes“.

Es ist auch schön, sich daran zu erinnern, dass auch **Don Gabriello** inmitten vieler Prüfungen und Schwierigkeiten in der Hoffnung pilgern musste, wie er in einem Brief an Vera vom 4. März 1968 aus Florenz schrieb: „Dennoch müssen wir immer hoffen. Das Vorhandensein von Schwierigkeiten ändert nichts an der Tatsache, dass am Ende das Gute, das Gute, das Schöne siegen wird. Friede, Ordnung, Freude werden zurückkehren. Der Mensch, der Sohn Gottes, wird all die Herrlichkeit wiedererlangen, die er von Anfang an hatte. Der Mensch wird in Jesus gerettet werden und alles Gute in Gott finden. Dann werden alle guten Dinge, die Jesus verheißen hat, in den Sinn kommen, und die Seele wird ihren Frieden in ihm finden. Habt Mut: Jetzt sind wir wie im Kampf. Der Tag des Sieges wird kommen. Das ist die Gewissheit in Gott“.

In der Kirche *Santa Corona* in Pietra Ligure nahm Vera Grita an der Messe teil und ging während der langen Krankenhausaufenthalte beten. Ihr Zeugnis des Glaubens an die lebendige Gegenwart Jesu in der Eucharistie und an die Jungfrau Maria in ihrem kurzen irdischen Leben ist ein Zeichen der Hoffnung und des Trostes für all jene, die an diesem Ort der Pflege um ihre Hilfe und Fürbitte beim Herrn bitten werden, um von Leiden befreit und erlöst zu werden.

Vera Gritas Weg in der Mühsal ihrer Tage bietet auch eine neue Laienperspektive auf die Heiligkeit und wird zu einem Beispiel für Bekehrung, Annahme und Heiligung für die „Armen“, die „Gebrechlichen“, die „Kranken“, die sich in ihr erkennen und Hoffnung finden können.

Der heilige Paulus schreibt, „dass die Leiden dieser Zeit nicht zu vergleichen sind mit der zukünftigen Herrlichkeit, welche an uns offenbar werden wird“. Mit „Ungeduld“ warten wir darauf, das Antlitz Gottes zu betrachten, denn „der Hoffnung nach sind wir gerettet“ (Röm 8, 18.24). Daher ist es absolut notwendig, gegen jede Hoffnung zu hoffen, „*Spes contra spem*“. Denn, wie Charles Péguy schrieb, ist die Hoffnung ein „unbeugsames“ Kind. Im Vergleich zum Glauben, der „eine treue Braut“ ist, und zur Liebe, die „eine Mutter“ ist, scheint die Hoffnung auf den ersten Blick nichts wert zu sein. Und doch ist es genau das Gegenteil: Es wird gerade die Hoffnung sein, schreibt Péguy, „die am Weihnachtstag zur Welt kam“ und die „die anderen mit sich bringen wird und die Welten durchqueren wird“.

„Schreibe, Vera von Jesus, ich werde dir Licht geben. Der blühende Baum im Frühling hat seine Früchte getragen. Viele Bäume müssen in der passenden Jahreszeit wieder blühen, damit die Früchte reichlich sind... Ich bitte dich, jede Prüfung, jeden Schmerz für mich im Glauben anzunehmen. Du wirst die Früchte sehen, die ersten Früchte der neuen Blüte“. (Santa Corona – 26. Oktober 1969 – Christkönigsfest – Vorletzte Botschaft).

Profile von Familien, die in

der Geschichte der salesianischen Heiligkeit verletzt wurden

1. Geschichten von verletzten Familien

Wir sind es gewohnt, uns die Familie als eine harmonische Realität vorzustellen, die durch das Zusammenleben mehrerer Generationen und die führende Rolle von Eltern, die Normen vorgeben, sowie von Kindern, die – beim Erlernen dieser Normen – von ihnen in der Erfahrung der Realität geleitet werden, gekennzeichnet ist. Oft jedoch sind Familien von Dramen und Missverständnissen durchzogen oder von Wunden gezeichnet, die ihre optimale Konfiguration angreifen und ein verzerrtes, falsches und täuschendes Bild zurückgeben.

Auch die Geschichte der salesianischen Heiligkeit ist durch Geschichten von verletzten Familien geprägt: Familien, in denen mindestens eine der elterlichen Figuren fehlt, oder in denen die Anwesenheit von Mama und Papa aus verschiedenen Gründen (körperlich, psychisch, moralisch und spirituell) für ihre Kinder, die heute auf dem Weg zur Selig- oder Heiligsprechung sind, nachteilig wird. Auch Don Bosco, der den frühen Tod seines Vaters und die Trennung von der Familie durch den vorsichtigen Willen von Mama Margareta erfahren hat, möchte – es ist kein Zufall – dass das salesianische Werk besonders der „armen und verlassenen Jugend“ gewidmet ist und zögert nicht, die Jugendlichen, die in seinem Oratorium aufgewachsen sind, mit einer intensiven Berufungspastoral zu erreichen (was zeigt, dass keine Wunde der Vergangenheit ein Hindernis für ein volles menschliches und christliches Leben ist). Es ist daher natürlich, dass die salesianische Heiligkeit, die aus den Existenzen vieler junger Menschen von Don Bosco schöpft, die durch ihn der Sache des Evangeliums geweiht wurden, in sich – als logische Konsequenz – Spuren verletzter Familien trägt.

Von diesen Jungen und Mädchen, die im Kontakt mit den salesianischen Werken aufgewachsen sind, sollen drei vorgestellt werden, deren Geschichte in den biografischen Verlauf von Don Bosco „eingepflanzt“ wird. Im Mittelpunkt stehen:

- die selige Laura Vicuña, geboren 1891 in Chile, vaterlos, deren Mutter in Argentinien mit dem wohlhabenden Grundbesitzer Manuel Mora zusammenlebt; Laura, die durch die moralische Unregelmäßigkeit ihrer Mutter verletzt ist, ist bereit, ihr Leben für sie zu opfern;

- der Diener Gottes Carlo Braga, aus dem Veltlin, Jahrgang 1889, der als Kleinkind von seinem Vater verlassen wird und dessen Mutter weggeschickt wird, weil sie aufgrund einer Mischung aus Unwissenheit und Verleumdung als psychisch labil gilt; Carlo sieht sich daher großen Demütigungen ausgesetzt und sieht seine salesianische Berufung mehrmals von denen in Frage gestellt, die in ihm eine kompromittierende Wiederholung der fälschlicherweise seiner Mutter zugeschriebenen psychischen Beschwerden fürchten;

- schließlich die Dienerin Gottes Anna Maria Lozano, die 1883 in Kolumbien geboren wird, mit ihrer Familie ihrem Vater ins Lazarett folgt, wo er aufgrund des Auftretens der schrecklichen Lepra umziehen muss, wird in ihrer religiösen Berufung behindert, kann sie aber schließlich dank der gottgewollten Begegnung mit dem salesianischen Aloisius Variara, selig, verwirklichen.

2. Don Bosco und die Suche nach dem Vater

Wie Laura, Carlo und Anna Maria – geprägt von der Abwesenheit oder den „Wunden“ einer oder mehrerer elterlicher Figuren – auch Don Bosco, vor ihnen und in gewisser Weise „für sie“, erlebt das Fehlen eines starken Familienkerns.

Die *Erinnerungen an das Oratorium* müssen sich bald mit dem frühen Verlust des Vaters befassen: Francesco stirbt mit 34 Jahren und Don Bosco – nicht ohne auf einen Ausdruck zurückzugreifen, der in gewisser Hinsicht erschreckend ist – erkennt, dass „der *barmherzige* Gott sie alle mit schwerem

Unglück getroffen hat“. So bahnt sich unter den frühesten Erinnerungen des zukünftigen Heiligen der Jugend eine herzzerreißende Erfahrung ihren Weg: die des Leichnams des Vaters, von dem ihn seine Mutter zu entfernen versucht, aber auf seinen Widerstand stößt: „Ich wollte unbedingt bleiben“, erklärt Don Bosco, der damals hinzufügte: „Wenn Papa nicht kommt, will ich nicht [weg]gehen.“ Margareta antwortet ihm dann: „Armer Sohn, komm mit mir, du hast keinen Vater mehr“. Sie weint und Giovannino, der ein rationales Verständnis der Situation vermisst, aber das gesamte Drama mit einer affektiven und empathischen Intuition erahnt, macht sich die Traurigkeit der Mutter zu eigen: „Ich weinte, weil sie weinte, denn in diesem Alter konnte ich sicherlich nicht verstehen, wie groß das Unglück durch den Verlust des Vaters war“.

Angesichts des toten Vaters zeigt Giovannino, dass er ihn immer noch als das Zentrum seines Lebens betrachtet. Er sagt nämlich: „Ich will nicht [mit dir, Mama] *gehen*“ und nicht, wie wir es erwarten würden: „Ich will nicht *kommen*“. Sein Bezugspunkt ist der Vater – Ausgangspunkt und wünschenswerter Rückkehrpunkt –, zu dem jede Entfernung destabilisierend erscheint. In der Dramatik dieser Momente hat Giovannino zudem noch nicht verstanden, was der Tod des Elternteils bedeutet. Er hofft nämlich („wenn Papa nicht kommt...“), dass der Vater ihm noch nahe sein kann: und doch ahnt er bereits die Unbeweglichkeit, das Schweigen, die Unfähigkeit, ihn zu schützen und zu verteidigen, die Unmöglichkeit, von ihm an die Hand genommen zu werden, um selbst ein Mann zu werden. Die unmittelbar folgenden Ereignisse bestätigen Johannes dann in der Gewissheit, dass der Vater liebevoll schützt, lenkt und führt und dass, wenn er fehlt, auch die beste der Mütter, wie Margareta es ist, nur teilweise helfen kann. Auf seinem Weg als lebhafter Junge trifft der zukünftige Don Bosco jedoch auf andere „Väter“: die fast gleichaltrigen Louis Comollo, der in ihm die Tugendhaftigkeit weckt, und den heiligen Joseph Cafasso, der ihn „mein lieber Freund“ nennt, ihm „ein freundliches Zeichen gibt, sich zu nähern“ und ihn so in der Überzeugung bestärkt,

dass Vaterschaft Nähe, Vertrautheit und konkretes Interesse bedeutet. Aber vor allem gibt es Don Calosso, den Priester, der den lockigen Giovannino während einer „Volksmission“ „abfängt“ und entscheidend für sein menschliches und spirituelles Wachstum wird. Die Gesten von Don Calosso bewirken bei dem vorpubertären Johannes eine wahre Revolution. Don Calosso *spricht* zunächst *mit ihm*. Dann *erteilt* er *ihm* das *Wort*. Dann *ermutigt* er ihn. Außerdem *interessiert* er sich für die Geschichte der Familie Bosco und beweist dabei die Fähigkeit, das „Jetzt“ dieses Jungen in den Kontext der „Gesamtheit“ seiner Geschichte zu stellen. Darüber hinaus eröffnet er ihm die Welt, ja bringt ihn in gewisser Weise zurück in die Welt, indem er ihm neue Dinge bekannt macht, ihm neue Worte schenkt und ihm zeigt, dass er die Fähigkeiten hat, viel und gut zu tun. Schließlich *bewahrt* er *ihn* mit Gesten und Blicken und kümmert sich um seine dringendsten und realsten Bedürfnisse: „Während ich sprach, ließ er mich nie aus den Augen.

„Sei guter Dinge, mein Freund, ich werde an dich und dein Studium denken“.

In Don Calosso macht Giovanni Bosco also die Erfahrung, dass wahre Vaterschaft ein totales und allumfassendes Vertrauen verdient; sie führt zur Selbstbewusstheit; sie offenbart eine „geordnete Welt“, in der die Regel Sicherheit gibt und zur Freiheit erzieht:

„Ich habe mich sofort in die Hände von Don Calosso gegeben. Ich erkannte dann, was es bedeutet, einen stabilen Führer zu haben [...], einen treuen Freund der Seele... Er ermutigte mich; die ganze Zeit, die ich konnte, verbrachte ich bei ihm... Seit dieser Zeit begann ich zu schmecken, was das geistliche Leben ist, da ich zuvor eher materiell und wie eine Maschine handelte, die etwas tut, ohne den Grund dafür zu wissen.“

Der irdische Vater ist jedoch auch derjenige, der immer bei seinem Sohn sein möchte, aber irgendwann nicht mehr

dazu in der Lage ist. Auch Don Calosso stirbt; auch der beste Vater zieht sich irgendwann zurück, um dem Sohn die Kraft der Trennung und der Autonomie zu schenken, die für das Erwachsenenalter typisch ist.

Was ist also für Don Bosco der Unterschied zwischen gelungenen und gescheiterten Familien? Man wäre versucht zu sagen, dass es hier ganz darauf ankommt: „gelungen“ ist die Familie, die durch Eltern gekennzeichnet ist, die die Kinder zur Freiheit erziehen, und wenn sie sie loslassen, dann nur aus einer eingetretenen Unmöglichkeit oder zu ihrem Wohl. „Verletzt“ hingegen ist die Familie, in der der Elternteil nicht mehr zum Leben erzieht, sondern Probleme verschiedener Art in sich trägt, die das Wachstum des Kindes behindern: ein Elternteil, der sich nicht um ihn kümmert und ihn in schwierigen Zeiten sogar verlässt, mit einer Haltung, die so anders ist als die des Guten Hirten.

Die biografischen Ereignisse von Laura, Carlo und Anna Maria bestätigen dies.

3. Laura: eine Tochter, die ihre eigene Mutter „zeugt“

Laura, geboren am 5. April 1891 in Santiago de Chile und am 24. Mai desselben Jahres getauft, ist die älteste Tochter von José D. Vicuña, einem verarmten Adligen, der Mercedes Pino, die Tochter bescheidener Landwirte, geheiratet hat. Drei Jahre später kommt eine kleine Schwester, Julia Amanda, zur Welt, aber bald stirbt der Vater, nachdem er eine politische Niederlage erlitten hat, die seine Gesundheit und auch den wirtschaftlichen Unterhalt der Familie sowie die Ehre gefährdet hat. Ohne jeglichen „Schutz und Zukunftsperspektive“ kommt die Mutter in Argentinien an, wo sie sich der Obhut des Grundbesitzers Manuel Mora anvertraut: einem Mann „mit überheblichem und stolzem Charakter“, der „Hass und Verachtung für jeden, der seinen Plänen entgegensteht, nicht verbirgt“. Ein Mann, der nur scheinbar Schutz gewährt, aber in Wirklichkeit daran gewöhnt ist, sich das zu nehmen, was er will, wenn nötig mit Gewalt, und die Menschen zu instrumentalisieren. In der Zwischenzeit bezahlt er die

Studiengebühren für Laura und ihre Schwester im Kolleg der Töchter von Maria Hilfe der Christen, und ihre Mutter – die dem psychologischen Einfluss von Mora unterliegt – lebt mit ihm zusammen, ohne die Kraft zu finden, die Bindung zu lösen. Als Mora jedoch beginnt, Anzeichen von unehrlichem Interesse an Laura selbst zu zeigen, und insbesondere als diese mit der Vorbereitung auf die Erstkommunion beginnt, versteht sie plötzlich die Schwere der Situation. Im Gegensatz zur Mutter – die ein Übel (das Zusammenleben) im Hinblick auf ein Gut (die Erziehung der Töchter im Kolleg) rechtfertigt – versteht Laura, dass es sich um eine moralisch unzulässige Argumentation handelt, die die Seele der Mutter in ernsthafte Gefahr bringt. In dieser Zeit möchte Laura selbst Don-Bosco-Schwester werden, aber ihr Antrag wird abgelehnt, weil sie die Tochter einer „öffentlichen Konkubine“ ist. Zu diesem Zeitpunkt zeigt sich gerade in Laura – die ins Kolleg aufgenommen wird, als in ihr noch „Impulsivität, Neigung zu Groll, Reizbarkeit, Ungeduld und Drang, sich zu zeigen“ dominieren – eine Veränderung, die nur die Gnade, verbunden mit dem Engagement der Person, bewirken kann: Sie bittet Gott um die Bekehrung der Mutter und bietet sich selbst für sie an. In diesem Moment kann Laura sich weder „vorwärts“ (indem sie sich den Don-Bosco-Schwestern anschließt) noch „rückwärts“ (indem sie zu ihrer Mutter und zu Mora zurückkehrt) bewegen. Mit einer dann von der Kreativität der Heiligen geprägten Handlung schlägt Laura den einzigen Weg ein, der ihr noch zugänglich ist: den der Höhe und der Tiefe. In den Vorsätzen zur Erstkommunion hatte sie notiert:

Ich schlage vor, alles zu tun, was ich weiß und kann, um [...] die Beleidigungen, die Du, Herr, jeden Tag von den Menschen erhältst, insbesondere von den Menschen meiner Familie, wiedergutzumachen; mein Gott, gib mir ein Leben der Liebe, der Entbehrung und des Opfers.

Jetzt konkretisiert sie den Vorsatz in einem „Akt der Selbstdarbringung“, der das Opfer des eigenen Lebens

einschließt. Der Beichtvater, der erkennt, dass die Inspiration von Gott ist, aber die Konsequenzen nicht kennt, stimmt zu und bestätigt, dass Laura „sich der Opfergabe, die sie gerade vollzogen hat, bewusst ist“. Sie lebt die letzten zwei Jahre in Stille, Freude und Lächeln und mit einer Natur, die reich an menschlicher Wärme ist. Und doch sagt der Blick, den sie auf die Welt wirft – wie ein fotografisches Porträt bestätigt, das sehr unterschiedlich von der bekannten hagiografischen Stilisierung ist – auch die ganze leidvolle Bewusstheit und den Schmerz, die sie durchdringen. In einer Situation, in der ihr sowohl die „Freiheit von“ (Beeinflussungen, Hindernissen, Mühen) als auch die „Freiheit zu“ vielen Dingen fehlt, bezeugt diese Vorpubertierende die „Freiheit für“: die der vollständigen Selbsthingabe.

Laura verachtet das Leben nicht, sondern liebt es: ihr eigenes und das ihrer Mutter. Deshalb gibt sie sich hin. Am 13. April 1902, am Sonntag des Guten Hirten, fragt sie: „Wenn Er das Leben gibt... was hindert mich daran, es für die Mama zu tun?“. Sterbend fügt sie hinzu: „Mama, ich sterbe, ich habe es selbst Jesus gefragt... ich habe ihm fast zwei Jahre lang mein Leben für dich angeboten..., um die Gnade deiner Rückkehr zu erlangen!“.

Es sind Worte ohne Bedauern und Vorwurf, aber voller großer Kraft, großer Hoffnung und großen Glaubens. Laura hat gelernt, die Mutter so zu akzeptieren, wie sie ist. Sie bietet vielmehr sich selbst an, um ihr das zu geben, was sie allein nicht erreichen kann. Als Laura stirbt, bekehrt sich die Mutter. Laurita de los Andes, die Tochter, hat so dazu beigetragen, die Mutter im Glaubens- und Gnadenleben zu „zeugen“.

4. Carlo Braga und der Schatten der Mutter

Auch Carlo Braga, der zwei Jahre vor Laura, 1889, geboren wird, ist von der Fragilität der Mutter geprägt: Als der Ehemann sie und die Kinder verlässt, „aß Matilde fast nichts mehr und fiel sichtbar in sich zusammen“. Sie wird dann

nach Como gebracht, wo sie vier Jahre später an Tuberkulose stirbt, obwohl alle überzeugt sind, dass sich ihre Depression in einen wahren Wahnsinn verwandelt hatte. Carlo beginnt dann, „mit Mitleid betrachtet zu werden, als der Sohn eines Unvernünftigen [des Vaters] und einer unglücklichen Mutter“. Doch drei gottgewollte Ereignisse helfen ihm.

Eines davon, das geschah, als er noch ganz klein war, erkennt er später als bedeutend: Er war in den Kamin gefallen und die Mutter Matilde hatte ihn in dem Moment, als sie ihn rettete, der Gottesmutter geweiht. So wird der Gedanke an die abwesende Mutter für den kleinen Carlo „eine schmerzhaft und zugleich tröstliche Erinnerung“: Schmerz über ihre Abwesenheit; aber auch die Gewissheit, dass sie ihn der Mutter aller Mütter, der allerseligsten Jungfrau Maria, anvertraut hat. Jahre später schreibt Don Braga an einen salesianischen Mitbruder, der den Verlust seiner eigenen Mutter betrauert:

„Jetzt gehört die Mama viel mehr zu dir als zu Lebzeiten. Lass mich dir von meiner persönlichen Erfahrung erzählen. Meine Mutter ließ mich, als ich sechs Jahre alt war [...]. Aber ich muss dir gestehen, dass sie mir Schritt für Schritt folgte und, als ich verzweifelt am Murmeln des Adda weinte, während ich als Hirtenjunge das Gefühl hatte, zu einer höheren Berufung berufen zu sein, schien es mir, als würde die Mama mir zulächeln und mir die Tränen abwischen.

Carlo trifft dann Schwester Giuditta Torelli, eine Don-Bosco-Schwester, die „den kleinen Carlo vor der Zersetzung seiner Persönlichkeit rettete, als er mit neun Jahren bemerkte, dass er toleriert wurde und manchmal die Leute über ihn sagen hörte: ‚Armer Junge, warum ist er überhaupt auf der Welt?‘“. Es gab tatsächlich Leute, die behaupteten, sein Vater hätte es verdient, für den Verrat des Verlassens erschossen zu werden, und was die Mutter betrifft, so antworteten viele Mitschüler ihm: „Halt den Mund, deine Mutter war schließlich verrückt“. Aber Schwester Giuditta liebt ihn oder hilft ihm

auf besondere Weise; sie schaut ihn mit einem „neuen“ Blick an; außerdem glaubt sie an seine Berufung und ermutigt ihn.

Nachdem er in das salesianische Internat in Sondrio aufgenommen worden ist, erlebt Carlo die dritte und entscheidende Erfahrung: Er lernt Don Rua kennen, dessen kleiner Sekretär er einen Tag lang sein darf. Don Rua lächelt Carlo an und, während er die Geste wiederholt, die Don Bosco einst mit ihm gemacht hatte („Michelino, ich und du werden immer alles zur Hälfte machen“), „legt er seine Hand in die seine und sagt zu ihm: ‚Wir werden immer Freunde sein‘“: Wenn Schwester Giuditta an Carlos Berufung geglaubt hatte, erlaubt Don Rua ihm nun, sie zu verwirklichen, „indem er ihn über alle Hindernisse hinwegführt“. Sicherlich wird Carlo Braga an jeder Lebensstation – als Novize, Kleriker, sogar Provinzial – auf Schwierigkeiten stoßen, die sich in vorsichtigen Verschiebungen konkretisieren und manchmal in Form von Verleumdungen auftreten, aber er wird gelernt haben, ihnen zu begegnen. Inzwischen wird er zu einem Mann, der in der Lage ist, eine außergewöhnliche Freude auszustrahlen, demütig, aktiv und mit feiner Ironie: alles Eigenschaften, die das Gleichgewicht der Person und ihr Realitätssinn zeigen. Unter dem Einfluss des Heiligen Geistes entwickelt Don Braga selbst eine strahlende Vaterschaft, die mit einer großen Zärtlichkeit für die ihm anvertrauten Jugendlichen verbunden ist. Don Braga entdeckt die Liebe zu seinem eigenen Vater, vergibt ihm und unternimmt eine Reise, um sich mit ihm zu versöhnen. Er unterzieht sich unzähligen Mühen, nur um immer unter seinen Salesianern und Jungen zu sein. Er definiert sich als derjenige, der „in den Weinberg gestellt wurde, um als Pfahl zu dienen“, also im Schatten, aber zum Wohl der anderen. Ein Vater, der ihm seinen Sohn als angehenden Salesianer anvertraut, sagt: „Mit einem solchen Mann lasse ich dich sogar zum Nordpol gehen!“. Don Carlo ist nicht empört über die Bedürfnisse der Kinder, sondern erzieht sie, diese zu äußern, den Wunsch zu steigern: „Brauchst du ein paar Bücher? Hab keine Angst, schreib eine längere Liste“. Vor allem hat Don Carlo gelernt, den anderen diesen Blick der Liebe zu schenken,

durch den er selbst einst von Schwester Giuditta und Don Rua erreicht wurde. Don Giuseppe Zen, heute Kardinal, bezeugt dies in einem langen Abschnitt, der jedoch vollständig gelesen werden sollte und mit den Worten seiner eigenen Mutter an Don Braga beginnt:

„Sehen Sie, Vater, dieser Junge ist nicht mehr so brav. Vielleicht ist er nicht geeignet, um in dieses Institut aufgenommen zu werden. Ich möchte nicht, dass Sie getäuscht werden. Ach, wüssten Sie, wie sehr er mich in diesem letzten Jahr verzweifeln ließ! Ich wusste wirklich nicht mehr, was ich tun sollte. Und wenn er auch hier verzweifeln wird, sagen Sie es mir, ich komme sofort, um ihn abzuholen“. Don Braga, anstatt zu antworten, sah mir in die Augen; ich sah ihn auch an, aber mit gesenktem Kopf. Ich fühlte mich wie ein Angeklagter, der vom Staatsanwalt beschuldigt wird, anstatt von seinem eigenen Anwalt verteidigt zu werden. Aber der Richter war auf meiner Seite. Mit seinem Blick verstand er mich tiefgehend, sofort und besser als alle Erklärungen meiner Mutter. Er selbst, viele Jahre später, wandte die Worte des Evangeliums auf sich an: „*Intuitus dilexit eum* („Er blickt ihn an, gewann ihn lieb“)“. Und von diesem Tag an hatte ich keine Zweifel mehr an meiner Berufung.

5. Anna Maria Lozano Díaz und die fruchtbare Krankheit des Vaters

Die Eltern von Laura und Carlo hatten sich – in unterschiedlichem Maße – als „fern“ und „abwesend“ erwiesen. Eine letzte Figur, die von Anna Maria, bezeugt hingegen das gegenteilige Dynamik: die eines Vaters, der *zu* präsent ist, der jedoch mit seiner Anwesenheit der Tochter einen neuen Weg der Heiligung eröffnet. Anna wird am 24. September 1883 in Oicatà, Kolumbien, in einer großen Familie geboren, die durch das vorbildliche christliche Leben der Eltern gekennzeichnet ist. Als Anna noch sehr jung ist, entdeckt der Vater – eines Tages beim Waschen – einen verdächtigen Fleck an seinem Bein. Es ist die schreckliche Lepra, die er eine Zeit lang zu

verbergen versucht, aber schließlich gezwungen ist, sie zu akzeptieren, indem er zunächst zustimmt, sich von der Familie zu trennen, um sich dann bei der Familie im Lazarett von Agua de Dios wieder zu vereinen. Die Frau hatte ihm heldenhaft gesagt: „Dein Schicksal ist unser“. So akzeptieren die Gesunden die Bedingungen, die ihnen durch den Rhythmus der Kranken auferlegt werden. In diesem Moment beeinflusst die Krankheit des Vaters die Entscheidungsfreiheit von Anna Maria, die gezwungen ist, ihr Leben im Lazarett zu planen. Sie findet sich zudem – wie es bereits bei Laura geschehen war – unfähig, ihre religiöse Berufung aufgrund der Krankheit des Vaters zu verwirklichen: Sie erlebt dann innerlich die Zerreißung, die die Lepra bei den Kranken bewirkt. Anna Maria ist jedoch nicht allein. Wie Don Bosco dank Calosso, findet Laura im Beichtvater und Carlo in Don Rua einen Freund der Seele. Es ist der selige Don Aloisius Variara, Salesianer, der sie versichert: „Wenn Sie eine religiöse Berufung haben, wird sie sich verwirklichen“, und sie in die Gründung der Töchter der Heiligen Herzen Jesu und Maria im Jahr 1905 einbezieht. Es ist das erste Institut, das Lepra-Patientinnen oder Töchter von Lepra-Patienten aufnimmt. Als die Lozano am 5. März 1982 im Alter von fast 99 Jahren stirbt, nachdem sie mehr als ein halbes Jahrhundert Generaloberin war, hat sich die Intuition des Salesianers Don Variara bereits in einer Erfahrung konkretisiert, die die opfernde-reparierende Dimension des salesianischen Charismas bestätigt und verstärkt hat.

6. Die Heiligen lehren

In ihrer unauslöschlichen Vielfalt sind die Schicksale von Laura Vicuña (selig), Carlo Braga und Anna Maria Lozano (Diener Gottes) durch einige bemerkenswerte Aspekte verbunden:

a) Laura, Anna und Carlo, wie bereits Don Bosco, leiden unter Situationen des Unbehagens und der Schwierigkeiten, die in unterschiedlichem Maße mit ihren Eltern verbunden sind. Man kann Mama Margareta nicht

vergessen, die gezwungen ist, Giovannino aus dem Haus zu schicken, als die Abwesenheit der väterlichen Autorität die Konfrontation mit dem Bruder Antonio erleichtert; noch kann man vergessen, dass Laura vom Mora belästigt und von den Don-Bosco-Schwestern als deren Aspirantin abgelehnt wurde; dass Carlo Braga Missverständnisse und Verleumdungen erlitten hat; oder dass die Lepra des Vaters Anna Maria zu einem bestimmten Zeitpunkt jede Hoffnung auf eine Zukunft zu rauben scheint. Eine in unterschiedlichem Maße verletzte Familie fügt daher den Mitgliedern einen *objektiven Schaden* zu: Das Ausblenden oder der Versuch, das Ausmaß dieses Schadens zu reduzieren, wäre ein ebenso illusorisches wie ungerechtes Unterfangen. Jeder Leidensweg ist tatsächlich mit einem Element des Verlusts verbunden, das die „Heiligen“ mit ihrem Realismus erfassen und lernen, beim Namen zu nennen.

b) Giovannino, Laura, Anna Maria und Carlo machen an diesem Punkt einen zweiten Schritt, der schwieriger ist als der erste: Anstatt die Situation passiv zu erleiden oder darüber zu klagen, gehen sie mit einem gesteigerten Bewusstsein auf das Problem zu. Neben einem lebhaften Realismus bezeugen sie die Fähigkeit, die für die Heiligen typisch ist, schnell zu reagieren und das selbstbezogene Zurückziehen zu vermeiden. Sie dehnen sich im Geschenk aus und fügen dieses Geschenk in die konkreten Lebensbedingungen ein. Indem sie dies tun, verbinden sie das „*da mihi animas*“ mit dem „*caetera tolle*“.

c) Die Grenzen und Wunden sind so niemals beseitigt, sondern immer anerkannt und beim Namen genannt; sie sind sogar „*bewohnt*“. Auch die selige Alexandrina Maria da Costa und der Diener Gottes Nino Baglieri, der ehrwürdige Andrea Beltrami und der selige Augusto Czartoryski, die vom Herrn in den behindernden Bedingungen ihrer Krankheit „erreicht“ wurden, der selige Titus Zeman, der ehrwürdige José Vador und der Diener Gottes Ignác Stuchlý – Teil von größeren historischen Schicksalen als sie selbst, die sie zu

überwältigen scheinen – lehren die schwierige Kunst, in Schwierigkeiten innezuhalten und dem Herrn zu erlauben, die Person darin zum Blühen zu bringen. Die Entscheidungsfreiheit nimmt hier die höchste Form einer Freiheit der Zustimmung im „*fiat!*“ an.

Bibliografische Anmerkung:

Um den Charakter der „Zeugenschaft“ und nicht der „Berichterstattung“ dieses Schreibens zu bewahren, wurde auf einen kritischen Anmerkungsapparat verzichtet. Es sei jedoch darauf hingewiesen, dass die im Text enthaltenen Zitate aus den *Erinnerungen an das Oratorium* des heiligen Johannes Bosco stammen; von Maria Dosio, *Laura Vicuña. Ein Weg der jugendlichen salesianischen Heiligkeit*, LAS, Rom 2004; von Don Carlo Braga erzählt seine *missionarische und pädagogische Erfahrung* (autobiografisches Zeugnis des Dieners Gottes) und aus dem *Leben von Don Carlo Braga, „Der Don Bosco von China“*, geschrieben vom Salesianer Don Mario Rassiga und heute in Kopie erhältlich. Zu diesen Quellen kommen dann die Materialien der Seligsprechungs- und Heiligsprechungsprozesse hinzu, die für Don Bosco und Laura zugänglich sind, für die Diener Gottes jedoch noch vertraulich sind.

Der Diener Gottes Andrej Majcen: ein Salesianer ganz für die Jugend

In diesem Jahr jährt sich der 25. Jahrestag des Hinscheidens des Dieners Gottes Pater Andrej Majcen in die Ewigkeit. Als Lehrer in Radna trat er aus Liebe zu den jungen Menschen in die Reihen der Salesianer ein. Ein Leben der Selbsthingabe.

Zunächst einmal **hat Don Andrej die jungen Menschen sehr geliebt**: Für sie hat er sein Leben als Salesianer, Priester und Missionar Gott geweiht. Salesianer zu sein, bedeutet nicht nur, sein Leben Gott zu weihen, sondern auch, sein Leben für die Jugend zu opfern. Ohne die Jugendlichen wäre Don Andrej Majcen also kein Salesianer, kein Priester, kein Missionar gewesen: Für die jungen Menschen hat er schwierige Entscheidungen getroffen und Bedingungen der Armut, der Entbehrungen und der Sorgen in Kauf genommen, damit „seine jungen Menschen“ ein Dach über dem Kopf, einen Teller, der ihren Magen füllt, und ein Licht, das sie durch das Leben führt, finden können.

Die erste Botschaft ist also, dass Don Majcen die jungen Menschen liebt und sich für sie einsetzt!

Die zweite ist, dass **Andrej ein junger Mann war, der zuhören konnte**. Geboren 1904, noch ein Kind während des Ersten Weltkriegs, krank und arm, gezeichnet vom Tod eines kleinen Bruders, trug Andrej große Sehnsüchte und vor allem viele Fragen in seinem Herzen: Er war offen für das Leben und wollte verstehen, warum es sich zu leben lohnt. Er schloss Fragen nie aus und suchte immer nach Antworten, auch in anderen Umgebungen als seiner eigenen, ohne Verschlossenheit oder Vorurteile. Gleichzeitig war Andrej fügsam: Er hörte auf das, was seine Mutter, sein Vater, seine Erzieher ihm sagten und ihn fragten... Andrej vertraute darauf, dass andere Antworten auf seine Fragen haben könnten und dass ihre Vorschläge nicht darauf abzielten, ihn zu ersetzen, sondern ihm eine Richtung zu weisen, der er dann in seiner eigenen Freiheit und auf eigenen Füßen folgen würde.

Sein Vater riet ihm zum Beispiel, immer gut zu allen zu sein, und dass er das nie bereuen würde. Er arbeitete für das Gericht, befasste sich mit Nachlasssachen, mit vielen schwierigen Dingen, bei denen Menschen oft streiten und selbst die heiligsten Bande verletzt werden. Von seinem Vater lernte Andrej, gut zu sein, Frieden zu stiften, Spannungen auszugleichen, nicht zu urteilen und in der Welt (mit ihren

Spannungen und Widersprüchen) als gerechter Mensch zu leben. Andrej hörte auf seinen Vater und vertraute ihm.

Seine Mutter war eine große Beterin (Andrej betrachtete sie als Ordensfrau in der Welt und offenbarte, dass er ihre Hingabe nicht einmal als Ordensmann erreicht hatte). In seinen Teenagerjahren, als er den Kontakt zu Ideen und Ideologien hätte verlieren können, bat sie ihn, jeden Tag für ein paar Augenblicke in die Kirche zu gehen. Nichts Besonderes oder zu lange: *„Wenn du zur Schule gehst, vergiss nicht, einen Moment in die Franziskanerkirche zu gehen. Du kannst durch die eine Tür hineingehen und durch die andere wieder hinausgehen; du machst das Kreuzzeichen mit Weihwasser, sprichst ein kurzes Gebet und vertraust dich Maria an“*. Andrej gehorchte seiner Mutter und kam jeden Tag in die Kirche, um die Allerheiligste Jungfrau Maria zu begrüßen, obwohl – „da draußen“ – viele Gefährten und lebhaft Debatten auf ihn warteten. Andrej hörte auf seine Mutter und vertraute ihr, und er entdeckte, dass darin die Wurzeln vieler Dinge lagen, dass es eine Verbindung zu Maria gab, die ihn für immer begleiten würde. Es sind diese kleinen Tropfen, die große Tiefen in uns graben, fast ohne dass wir uns dessen bewusst sind!

Ein Professor lud ihn ein, in die Bibliothek zu gehen, und dort gab man ihm ein Buch mit den *Aphorismen* von Th.G. Masaryk: Politiker, Regierungsmann, heute würden wir sagen, ein „Laie“. Andrej las dieses Buch und es wurde entscheidend für seine Entwicklung. Dort entdeckte er, was ein gewisses Maß an Arbeit an sich selbst, an Charakterbildung und Engagement bedeutet. Andrej hörte auf die Ratschläge und hörte auf Masaryk, wobei er sich nicht zu sehr von seinem „Lehrplan“ beeinflussen ließ, sondern auch in jemandem, der weit von der katholischen Denkweise seiner eigenen Familie entfernt war, das Gute sah. Er entdeckte, dass es universelle menschliche Werte gibt und dass es eine Dimension des Engagements und der Ernsthaftigkeit gibt, die für alle eine „gemeinsame Basis“ darstellt.

Als Lehrer bei den Salesianern in Radna hörte der junge Majcen schließlich auf diejenigen, die ihn – auf unterschiedliche

Weise – auf die Idee einer **möglichen Weihe** brachten. Es gab viele Gründe, warum Andrej einen Rückzieher hätte machen können: die Investitionen der Familie in seine Ausbildung; die Arbeit, die er nur wenige Monate zuvor gefunden hatte; alles aufgeben zu müssen und sich der totalen Ungewissheit auszusetzen, wenn er scheitern würde... Er war in diesem Moment ein junger Mann, der in die Zukunft blickte und diesen Vorschlag nicht in Betracht gezogen hatte. Gleichzeitig war er auf der Suche nach etwas mehr und anderem, und als Mensch und als Lehrer erkannte er, dass die Salesianer nicht nur lehrten, sondern sich an Jesus, dem Meister des Lebens, orientierten. Die Pädagogik Don Boscos war für ihn das „Stück“, das ihm noch fehlte. Andrej hörte sich den Berufungsvorschlag an, stellte sich im Gebet, auf den Knien, einem harten Kampf und beschloss, sich um die Aufnahme ins Noviziat zu bewerben: Er ließ nicht viel Zeit verstreichen, aber er dachte ernsthaft nach, betete und sagte ja. Er ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, er ließ den Augenblick nicht verstreichen...: Er hörte zu, er vertraute, er entschied sich, indem er zustimmte, obwohl er so wenig von dem wusste, was ihm begegnen würde. Oft glauben wir alle, dass wir uns in unserem eigenen Leben richtig sehen, dass wir den Schlüssel dazu, sein Geheimnis, in der Hand haben: Manchmal sind es aber gerade die anderen, die uns einladen, unseren Blick, unsere Ohren und unser Herz zu richten, die uns Wege zeigen, auf die wir von allein nie gegangen wären. Wenn diese Menschen gut sind und unser Wohl wollen, ist es wichtig, ihnen zu gehorchen: Darin liegt das Geheimnis des Glücks. Don Majcen vertraute, er verschwendete keine Jahre, er verschwendete kein Leben... Er sagte Ja. Sich rechtzeitig zu entscheiden war auch das große Geheimnis, das Don Bosco empfahl.

Der dritte Punkt ist, dass **Andrej Majcen sich überraschen ließ**. Er war immer offen für Überraschungen, Vorschläge und Veränderungen: die Begegnung mit den Salesianern zum Beispiel; dann die Begegnung mit einem Missionar, die ihn mit dem Wunsch erfüllte, sich in einem fernen Land für andere einzusetzen. Er

erlebte auch einige unangenehme Überraschungen: Er geht nach China, und dort herrscht der Kommunismus; er wird verjagt, geht nach Nordvietnam, und auch dort richtet der Kommunismus Schaden an; er wird verjagt, geht weiter nach Süden und kommt nach Südvietnam; aber auch dorthin gelangt der Kommunismus, und er wird wieder verjagt (das klingt wie in einem Actionfilm, mit einer langen Verfolgungsjagd und heulenden Sirenen!). Er kehrt nach Hause zurück, in sein geliebtes Slowenien, und – in der Zwischenzeit – hat sich dort das kommunistische Regime etabliert, die Kirche wird verfolgt. Und was ist das? Ein Scherz? Andrej hat sich nicht beschwert! Er lebte jahrzehntelang in Ländern, in denen Krieg herrschte oder gefährliche Situationen herrschten, mit Verfolgung, Notfällen, Trauer... Mehr als zwanzig Jahre lang schlief er, während draußen vor dem Fenster geschossen wurde... Manchmal weinte er... Und doch – obwohl er Verantwortung trug und so viele Leben zu retten hatte – war er fast immer gelassen, mit einem wunderbaren Lächeln, so viel Freude und Liebe in seinem Herzen. Wie hat er das geschafft?

Er legte sein Herz nicht in äußere Ereignisse, in Dinge, in das, was man nicht kontrollieren kann, oder... in seine eigenen Pläne („es muss so sein, weil ich es so beschlossen habe“: Wenn es „nicht so ist“, gerät man in eine Krise). Er hatte sein Herz in Gott, in die Kongregation und in seine lieben jungen Leute gelegt. Dann war er wirklich frei, die Welt konnte wegfallen, aber die Wurzeln waren sicher. Die Wurzeln lagen in *Beziehungen*, in einer guten Art, *sich für andere einzusetzen*; das Fundament lag in *etwas, das nicht vergeht*.

So oft brauchen wir nur eine Kleinigkeit zu bewegen, und wir werden wütend, weil es nicht unseren Bedürfnissen, Wünschen, Plänen oder Erwartungen entspricht. Andrej Majcen sagt mir, er sagt uns: „Sei frei!“, „Vertraue dein Herz denen an, die es nicht stehlen oder beschädigen werden“, „Baue auf etwas, das für immer bleibt!“, „Dann wirst du glücklich sein, auch wenn sie dir alles wegnehmen und du wirst immer ALLES haben“.

Der vierte Punkt ist, dass **Don Andrej Majcen die**

Gewissenserforschung gut gemacht hat. Jeden Tag ging er in sich, um zu sehen, wo er gut, weniger gut oder schlecht gehandelt hatte. Wenn er die Gelegenheit dazu hatte (z. B., wenn keine Bomben mehr in der Nähe seines Hauses oder der Vietcong in der Nähe waren usw.), nahm er ein Notizbuch, schrieb Fragen auf, dachte über das Wort Gottes nach, überprüfte, ob er es in die Praxis umgesetzt hatte... Er stellte sich selbst in Frage.

Heute leben wir in einer Gesellschaft, die großen Wert auf Äußerlichkeiten legt: Auch das ist eine Gabe (z. B. sich zu pflegen, sich anständig zu kleiden, sich gut zu präsentieren), aber es ist nicht alles. Wir müssen in uns gehen, tief in uns gehen – vielleicht mit der Hilfe von jemandem.

Andrej hat immer den Mut gehabt, sich selbst ins Gesicht zu sehen, in sein Herz und sein Gewissen zu blicken und um Vergebung zu bitten. Dabei ist er auf einige nicht sehr schöne Aspekte von sich selbst gestoßen, an denen er arbeiten und die er sich anvertrauen muss, aber er hat auch so viel Gutes, Schönes, Reines, Liebe gesehen, das sonst „unter dem Radar“ geblieben wäre.

Oft braucht man mehr Mut, um in sich selbst zu gehen, als auf die andere Seite der Welt zu gehen! Don Andrej Majcen hat sich beiden Reisen gestellt: Von Slowenien aus gelangte er bis in den Fernen Osten, und doch blieb die anspruchsvollste Reise – bis zum Schluss – immer in seinem eigenen Herzen.

Augustinus, ein junger Mann, der die Wahrheit auf so vielen Wegen suchte, bevor er sie in der Person Jesu in sich selbst fand, sagt: *„Noli foras ire, redi in te ipsum, in interiore homini habitat veritas“* („Geh nicht hinaus, sondern kehre in dich selbst ein; im inneren Menschen wohnt die Wahrheit“).

Und so schließe ich mit einer kleinen Übung in Latein – eine Sprache, die unserem Andrej sehr am Herzen liegt und mit seiner Berufungsentscheidung verbunden ist. Aber das wäre wirklich..., zumindest im Moment, eine... andere Geschichte!

Begegnung mit Vera Grita, Dienerin Gottes

Vera Grita und Alexandrina Maria da Costa (aus Balazar), beide Salesianische Mitarbeiterinnen, sind zwei privilegierte Zeuginnen Jesu, der in der Eucharistie gegenwärtig ist. Sie sind ein Geschenk der Vorsehung an die Salesianische Kongregation und an die Kirche und erinnern uns an die letzten Worte des Matthäus-Evangeliums: „Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt“.

Die Einladung zu einer Begegnung

Zu den heiligen Persönlichkeiten der Salesianischen Familie gehörte in den letzten Jahren auch Vera Grita (1923-1969), Laie, mit Privatgelübden geweiht, Salesianische Mitarbeiterin, Mystikerin. Vera ist jetzt eine Dienerin Gottes (die diözesane Phase ist abgeschlossen und die römische Phase der Sache läuft gerade) und ihre Bedeutung für uns ergibt sich im Wesentlichen aus zwei Gründen: Als Mitarbeiterin gehört sie charismatisch zur großen Familie Don Boscos und wir können sie als „Schwester“ empfinden; als Mystikerin „diktierte“ ihr der Herr Jesus das Werk der Lebendigen Tabernakel (ein eucharistisches Werk von großer kirchlicher Tragweite), das nach dem Willen des Himmels in erster Linie den Salesianern anvertraut ist. Jesus ruft die Salesianer nachdrücklich dazu auf, dieses Werk seiner Liebe in der Kirche für alle Menschen zu kennen, zu leben, zu vertiefen und zu bezeugen. Vera Grita zu kennen, bedeutet also, sich heute eines großen Geschenks bewusst zu werden, das der Kirche durch die Söhne Don Boscos gegeben wurde, und mit der Aufforderung Jesu übereinzustimmen, dass es die Salesianer selbst sein sollen, die diesen kostbaren Schatz hüten und ihn an andere weitergeben, wobei sie sich selbst zutiefst wieder

ins Spiel bringen.

Die Tatsache, dass dieses Werk in erster Linie eucharistisch (... „Lebendige Tabernakel“) und marianisch (Unbefleckte Jungfrau Maria, Unsere Liebe Frau von den Schmerzen und Unsere Liebe Frau von der Immerwährenden Hilfe der Christen, die Mutter des Werkes) ist, kann uns nur zu Don Boscos „Traum von den zwei Säulen“ zurückführen, in dem das Schiff der Kirche Sicherheit vor den Angriffen der Feinde findet, indem es sich an den zwei Säulen der Jungfrau Maria und der Allerheiligsten Eucharistie festmacht.

Es gibt also eine große, konstitutive Salesianität, die sich durch Veras Leben zieht: Das hilft uns, sie als neue Freundin und Schwester im Geiste nahe zu spüren. Sie nimmt uns an der Hand und führt uns – mit ihrer typischen Sanftheit und Stärke – zu einer erneuten Begegnung von großer Schönheit mit Jesus in der Eucharistie, damit er empfangen und zu anderen gebracht werden kann. Es ist – auch das – eine Geste der Vorbereitung auf Weihnachten, denn Maria („goldener Tabernakel“) bringt und gibt uns Jesus: das Wort des Lebens (vgl. 1 Joh 1,1), das Fleisch geworden ist (vgl. Joh 1,14).

Biografisch-geistliches Profil von Vera Grita

Vera Grita wurde am 28. Januar 1923 in Rom als zweites Kind der vier Töchter von Amleto Grita und Maria Anna Zacco della Pirrera geboren. Ihre Eltern stammten ursprünglich aus Sizilien: Amleto stammte aus einer Fotografenfamilie, *Frau* Maria Anna war die Tochter eines Barons aus Modica und hatte durch ihre Heirat gegen den Willen ihres Vaters alle Privilegien und die Möglichkeit, Verbindungen zu ihrer Herkunftsfamilie zu pflegen, für immer verloren. Vera wurde aus einem emotionalen Riss heraus geboren, aber auch aus einer großen Liebe, der ihre Eltern durch viele Prüfungen hindurch treu zu bleiben wussten.

Papa Amletos Antifaschismus, ein Diebstahl von Fotoausrüstungen und vor allem die Krise von 1929/30 hatten schwerwiegende Folgen für die Familie Grita: In kurzer Zeit waren sie arm und konnten nicht für das Wachstum ihrer Töchter

sorgen. Während Amleto, Maria Anna und ihre jüngste Tochter Rosa also zusammenblieben und von Savona in Ligurien aus neu starteten, wuchs Vera mit ihren Schwestern Giuseppina und Liliana in Modica bei den Tanten ihres Vaters auf: Frauen mit Glauben und Talent, ganz in der Welt, aber „nicht von der Welt“ (vgl. Joh. 17). In Modica – der sizilianischen Stadt, die wegen ihres prächtigen Barocks zum UNESCO-Kulturerbe gehört – besuchte Vera die Töchter Mariä, Hilfe der Christen, und empfing die Erstkommunion und die Firmung. Sie fühlte sich zum Gebetsleben hingezogen und hatte ein offenes Ohr für die Nöte ihrer Nächsten. Über ihre eigenen Leiden schwieg sie, um ihrer kleinen Schwester Liliana eine „Mutter“ zu sein. Am Tag ihrer Erstkommunion wollte sie ihr weißes Kleid nicht mehr ablegen, denn sie war sich des Wertes dessen bewusst, was sie erlebt hatte und was es bedeutete.

Als Vera 1940 zur Familie zurückkehrte, erhielt sie ihr Lehrerdiplom. Der frühe Tod ihres Vaters Amleto im Jahr 1943 zwang sie dazu, der Familie mit Arbeit zu helfen, aber sie gab ihren Wunsch zu unterrichten auf.

Am 3. Juli 1944 – im Alter von 21 Jahren und auf der Suche nach Schutz vor einem Luftangriff – wurde Vera von der fliehenden Menge überrollt und zertrampelt: Sie lag stundenlang auf dem Boden, zerfetzt, geprellt, mit schweren Verletzungen und wurde für tot gehalten. Ihr Körper war für den Rest ihres Lebens gezeichnet, und im Laufe der Zeit forderten Krankheiten wie die Addison-Krankheit (die das für die Stressbewältigung zuständige Hormon wegnimmt) und ständige Operationen, darunter die Entfernung ihrer Gebärmutter in jungen Jahren, ihren Tribut. Die Ereignisse vom 3. Juli und das beeinträchtigte Krankheitsbild hinderten sie daran, eine Familie zu gründen, wie sie es sich gewünscht hätte. *„Von da an ging es Schlag auf Schlag mit Krankenhausaufenthalten, Operationen, Analysen, quälenden Schmerzen im Kopf und am ganzen Körper. Schreckliche Krankheiten wurden diagnostiziert, verschiedene Heilmethoden wurden ausprobiert. Die betroffenen Organe sprachen nicht auf die Behandlung an, und einer der behandelnden Ärzte, erstaunt[,] erklärte angesichts dieser*

unerklärlichen Störung: „Es ist unverständlich, wie die Patientin ihr Gleichgewicht finden konnte“.

25 Jahre lang, bis zum Ende ihres irdischen Lebens, ertrug Vera Grita mutig ein Leiden, das sich zu einem moralischen und spirituellen Leiden vertiefte, und sie verschleierte es mit Diskretion und einem Lächeln, ohne aufzuhören, sich anderen zu widmen. Ihr Körper wurde „schwer“ (wenn auch anmutig: Vera war immer sehr weiblich und schön) – ein Körper, der bei jedem Schritt Zwänge, Langsamkeit und Müdigkeit mit sich brachte.

Mit fünfunddreißig Jahren verwirklichte sie mit großer Willensstärke ihren Traum vom Unterrichten und unterrichtete von 1958 bis 1969 an Schulen fast ausschließlich im ligurischen Hinterland: schwer zu erreichen, mit kleinen Klassen und manchmal benachteiligten oder behinderten Schülern, denen sie Vertrauen, Verständnis und Freude vermittelte, was so weit ging, dass sie auf Medikamente verzichtete, um die für ihr Wachstum notwendigen Stärkungsmittel zu kaufen. Sogar in der Familie war sie mit ihren Nichten mehr „Mama“ als deren Mutter, was von einer sehr feinen pädagogischen Sensibilität und einer einzigartigen generativen Fähigkeit zeugt, die menschlich aus ihrem erschöpften Zustand nicht erschließbar ist (vgl. Jes. 54). Wenn die Beziehung zu anderen, Situationen, Probleme die Oberhand zu gewinnen schienen und Vera menschliche Entmutigung erfuhr oder versucht war, wegen eines empfundenen Gefühls der Ungerechtigkeit zu rebellieren, wusste sie die Geschichte im Licht des Evangeliums neu zu lesen und sich an ihren „Platz“ als „kleines Opfer“ zu erinnern: *„Heute [...] – schrieb sie eines Tages an ihren geistlichen Vater – sehe ich die Dinge in ihrem Wert“*. *„Lass uns ruhig im Gehorsam bleiben“*, empfahl ihr dieser Priester.

Am 19. September 1967, als sie in der kleinen Kirche Maria, Hilfe der Christen, in Savona vor dem ausgesetzten Allerheiligsten Sakrament betete, spürte sie innerlich die erste einer langen Reihe von Botschaften, die der Himmel ihr in der kurzen Zeitspanne von zwei Jahren

mitteilte und die das „Werk der Lebendigen Tabernakel“ ausmachen: Ein Werk der *Liebe*, mit dem Jesus in der Eucharistie erkannt, geliebt und zu den Seelen gebracht werden will, in einer Welt, die ihm immer weniger glaubt und ihn immer weniger sucht. Für sie war es der Beginn einer Beziehung von wachsender Fülle mit dem Herrn, der mit seiner Gegenwart in ihr tägliches Leben eintritt, innerhalb eines konkreten Dialogs wie der zweier Liebender, der an Veras Existenz in allem teilhat (Jesus diktiert seine eigenen Gedanken sogar, während Vera einen Brief schreibt, so dass der Brief in „vier Händen“ geschrieben wird, mit größter Vertrautheit). Von „zu Jesus bringen“ zu „Jesus bringen“: Ihn!

Vera unterwarf alles ihrem geistlichen Vater und dem Gehorsam gegenüber der Kirche, mit einem hohen Konzept der Abhängigkeit von ihnen, viel Gehorsam, einer immensen Demut: Jesus hatte eine „Lehrerin“ genommen und sie in die Schule seiner Liebe gesteckt, sie durch die Botschaften unterrichtet und vor allem zur Konsequenz im Glauben und im Leben aufgerufen. Er ist ein sehr liebenswürdiger und doch sehr fordernder Bräutigam, wenn es darum geht, sie auf den tugendhaften Weg zu bringen: Er greift auf die Bilder des Grabens, der Arbeit, des Meißels, des Hammers mit seinen „Schlägen“ zurück, um Vera zu lehren, wie viel er von ihr wegnehmen muss, wie viel Arbeit in einer Seele geleistet werden muss, damit sie ein wahrer Tempel der Gegenwart Gottes sein kann: *„Ich arbeite in dir mit Meißelschlägen [...]. Die Unfruchtbarkeit, die kleinen und großen Kreuze, sind mein Hammer. In Abständen wird also der Schlag kommen, mein Schlag. Ich muss viele, viele Dinge von dir wegnehmen: Widerstand gegen meine Liebe, Misstrauen, Ängste, Egoismus, nutzlose Ängste, nicht-christliche Gedanken, weltliche Gewohnheiten“*. Veras Fügsamkeit ist alltägliche Askese, die Demut eines Menschen, der an seine Grenzen stößt, sie aber der Allmacht und Barmherzigkeit Gottes zur Verfügung stellt. Jesus lehrt durch sie einen Weg der Heiligkeit, der – wenn er offensichtlich darauf ausgerichtet ist, die Fülle Seines Lebens empfangen zu können – durch ein „Weniger“ dessen, was

wir sind und Ihm widersteht, zum Ausdruck kommt: Heiligkeit... durch „Wegnahme“, um Transparenz von Ihm zu werden. Das erste Merkmal des Tabernakels ist es nämlich, leer und bereit zu sein, seine Gegenwart zu empfangen. Wie die Novizenmeisterin eines Benediktinerklosters des Allerheiligsten Sakraments schrieb: *„Die Gedanken, die sie schreibt, sind von Jesus. Wie rein sogar in den Texten! Manchmal kommt selbst in den geistlichen Tagebüchern heiliger und schöner Seelen so viel Subjektivität zum Vorschein [...] und es ist richtig, dass es so ist. [...] Vera [hingegen] verschwindet, sie ist nicht da [,] sie erzählt nicht von sich“* (vgl.).

Vera wird eines Tages schreiben: *„Meine Schüler sind ein Teil von mir, von meiner Liebe zu Jesus“*. Es ist die reife Frucht eines eucharistischen Lebens, das sie zum „gebrochenen Brot“ mit dem Einen Opfer macht. Ohne Jesus konnte sie nicht mehr leben: *„Ich will Jesus, egal was passiert. Ich kann ohne Ihn nicht mehr leben, ich kann nicht“*. Eine „ontologische“ Aussage, die von dem unauflöslichen Band zwischen ihr und ihrem eucharistischen Bräutigam spricht.

Vera Grita hatte am 6. Oktober 1959 in Alpicella (Savona) eine erste Botschaft empfangen, auf die acht Jahre Schweigen folgten. Am 2. Februar 1965 legte sie die Gelübde der ewigen Keuschheit und des „kleinen Opfers“ für die Priester ab, denen sie mit besonderer Zartheit und Hingabe diente. Am 24. Oktober 1967 wurde sie Salesianische Mitarbeiterin. Sie liebte Maria, der sie sich geweiht hatte, innig und lebte ihre kindliche Beziehung zu ihr im Geiste von Montforts „Sklaverei der Liebe“. Später opferte sie sich für andere Anliegen kirchlicher Art: insbesondere für die Priester, die mit den „Achtundsechzigern“ ihre Berufung aufgegeben hatten, aber dennoch geliebte Söhne blieben, die nie weit vom Herzen Christi entfernt waren, wie Er selbst versichert.

Vera, die als glaubenswürdig galt, sehr geliebt und geschätzt wurde und den Ruf der Heiligkeit genoss, starb am 22. Dezember 1969 im Krankenhaus „Santa Corona“ in Pietra Ligure (Savona) an einem hypovolämischen Schock infolge einer

massiven Blutung und des daraus resultierenden Multiorganversagens: „*Braut des Blutes*“, wie sie von Jesus in den Botschaften genannt worden war, lange bevor sie verstand, was damit gemeint war.

Wenige Augenblicke später hob der Kaplan – mit einer ebenso spontanen wie ungewöhnlichen Geste – ihre sterblichen Überreste zum Himmel, betete und opferte alles, um Vera als willkommenes Opfer darzubringen: *consummatum est!* Es war die letzte in einer Reihe von Gesten, die das Leben der Dienerin Gottes kennzeichneten und die sie selbst auf andere Weise vollzogen hatte: das Zeichen des großen Kreuzes; die gut gemachte, langsame Kniebeuge; die Heilige Treppe auf den Knien mit den Büchlein, in denen sie die Botschaften des Werkes niedergeschrieben hatte; die Aufopferung ihrer selbst, die sie sogar zum Petersdom brachte. Wenn sie nicht verstand, in der Müdigkeit und manchmal im Zweifel, tat es Vera Grita: Sie wusste, dass das Wichtigste nicht ihr eigenes Gefühl war, sondern die Objektivität von Gottes Werk in ihr und durch sie. Sie hatte über sich selbst geschrieben: „*Ich bin „Erde“ und zu nichts zu gebrauchen, außer um nach Diktat zu schreiben*“; „*Manchmal verstehe ich und verstehe nicht*“; „*Möge mich Jesus nicht verlassen, sondern diesen Lappen für seine göttlichen Pläne benutzen*“. Der geistliche Leiter bemerkte eines Tages erstaunt – mit Bezug auf die Worte der Botschaften –: „*Ich finde sie großartig, sogar seligmachend. Und wie können Sie trocken bleiben?*“. Vera hatte nie auf sich selbst geschaut, und wie für jeden Mystiker war für sie die dunkle Nacht zu einem stärkeren Licht geworden, zu einer hellen Finsternis, zu einem Beweis des Glaubens.

Acht Jahre später, am 22. September 1977, empfing Papst Paul VI. (der bereits einige Botschaften des Werkes erhalten und 1972 die außerordentlichen Spender der Eucharistie eingesetzt hatte) Vera Gritas geistlichen Vater, Don Gabriello Zucconi sdb, in Audienz und segnete das Werk der Lebendigen Tabernakel.

Am 18. Mai 2023 genehmigte der Bischof von Savona-Noli, Msgr. Calogero Marino, „*die Statuten der Vereinigung*

„Werk der Lebendigen Tabernakel“ und setzte sie am 19. Mai als private Vereinigung von Gläubigen ein, wobei er auch ihre Rechtspersönlichkeit anerkannte“. Der Generaloberer der Salesianer, Kardinal Arttime, ermächtigte und beauftragte die SDB-Postulation bereits 2017, „alle notwendigen Schritte zu begleiten, damit das Werk [...] weiterhin studiert, in unserer Kongregation gefördert und von der Kirche anerkannt wird, im Geist des Gehorsams und der Nächstenliebe“.

„Lebendige Tabernakel“ sein und werden

Im Mittelpunkt der Botschaften an Vera steht Jesus in der Eucharistie: Wir alle haben Erfahrungen mit der Eucharistie, aber es sollte beachtet werden (vgl. der Theologe Pater François-Marie Léthel, ocd), wie die Kirche *im Laufe der Zeit* die Bedeutung des Altarsakraments vertieft hat, von Entdeckung zu Entdeckung: zum Beispiel von der *Feier* zur *eucharistischen Reserve* und von der *Reserve* zur *Exposition* während der Anbetung des Allerheiligsten Sakraments... Jesus bittet durch Vera um einen weiteren Schritt: von der Anbetung in der Kirche, wo man hingehen muss, um ihm zu begegnen, zu jenem „Nimm mich mit!“ (vgl. unten), durch das Er selbst, der in seinem Lebendigen Tabernakel (uns) Wohnung genommen hat, die Kirchen verlassen will, um diejenigen zu erreichen, die – in den Kirchen – spontan nicht eintreten würden; diejenigen, die ihm nicht glauben, ihn nicht suchen, ihn nicht lieben oder ihn sogar ganz bewusst aus ihrer Existenz ausschließen. Die **charismatische Gnade**, die mit dem Werk verbunden ist, ist in der Tat die der **eucharistischen Permanenz Jesu in der Seele**, so dass jeder, der Jesus-Eucharistie in der Heiligen Messe empfängt und sensibel für Seine Rufe und Seine Gegenwart lebt, Ihn in die Welt ausstrahlt, zu jedem Bruder und besonders zu den Bedürftigsten. So wird Vera Grita zum Beispiel und Vorbild (im wörtlichen Sinne des Wortes: eine, die bereits gelebt hat, was von jedem verlangt wird) für ein Leben, das in einer tiefen Leib-zu-Leib-Beziehung mit dem Eucharistischen Herrn verbracht wird, bis Er selbst durch die „Seele“, die Ihn trägt und gibt, wacht, spricht und handelt. Jesus sagt: *„Ich werde*

eure Art zu sprechen, euch auszudrücken, benutzen, um zu sprechen, um andere Seelen zu erreichen. Gebt mir eure Fähigkeiten, damit ich jedem und an jedem Ort begegnen kann. Am Anfang wird es für die Seele eine Arbeit der Aufmerksamkeit, der Wachsamkeit sein, um alles von sich abzulegen, was ein Hindernis für meine Permanenz in ihr darstellt. Meine Gnaden in den Seelen, die zu diesem Werk berufen sind, werden schrittweise erfolgen. Heute bringst du von Mir einen Kuss in die Familie, ein anderes Mal etwas mehr und mehr, bis ich, fast unbemerkt von der Seele selbst, durch sie so viele tue, handle, spreche, liebe, wie sich dieser Seele, also mir, nähern wollen. Es gibt diejenigen, die nur von meinem Geist geleitet handeln, sprechen, schauen und arbeiten, aber ich bin bereits das Lebendige Tabernakel in dieser Seele, und sie weiß es nicht. Sie muss es aber wissen, denn ich will, dass sie an meiner EUCHARISTISCHEN PERMANENZ in ihrer Seele festhält. Ich will auch, dass diese Seele mir ihre Stimme gibt, um zu anderen Menschen zu sprechen, ihre Augen, damit meine den Blick ihrer Brüder treffen, ihre Arme, damit ich andere umarme, ihre Hände, um die Kleinen, die Kinder, die Leidenden zu streicheln. Die Grundlage dieses Werkes sind jedoch **Liebe** und **Demut**. Die Seele muss immer ihr eigenes Elend, ihre eigene Nichtigkeit vor Augen haben und niemals vergessen, aus welchem Teig sie geknetet wurde" (Savona, 26. Dezember 1967).

Dann kann man auch einen weiteren Aspekt der „salesianischen“ Relevanz des Charismas verstehen: für andere da zu sein; insbesondere zu den Kleinen, den Armen, den Letzten, den Fernstehenden gesandt zu sein; eine „apostolische Innerlichkeit“ zu leben, die bedeutet, ganz in Gott und ganz für den Bruder zu sein; die große Sanftmut derer, die sich nicht selbst tragen, sondern die Sanftmut, die Milde und die Freude des gekreuzigten und auferstandenen Herrn ausstrahlen; die bevorzugte Aufmerksamkeit für die jungen Menschen, die ebenfalls berufen sind, an dieser Berufung teilzuhaben.

Vera – deren Beichtvater im Leben ein Salesianer war (Don Giovanni Bocchi) und deren geistlicher Vater

ebenfalls ein Salesianer (Don Gabriello Zucconi) und ein „Referent“ der mystischen Erfahrung (Don Giuseppe Borra) war – kehrt heute zurück, um an die Tür von Don Boscos Kindern zu klopfen. Das Werk selbst wurde in Turin geboren, in der Wiege des salesianischen Charismas.

Literaturhinweise:

Studienzentrum „Opera dei Tabernacoli Viventi“ (Hrsg.), [Portami con Te! L'Opera dei Tabernacoli Viventi nei manoscritti originali di Vera Grita](#), ElleDiCi, Turin 2017.

Studienzentrum „Opera dei Tabernacoli Viventi“ (Hrsg.), [Vera Grita una mistica dell'Eucaristia. Epistolario di Vera Grita e dei Sacerdoti Salesiani don G. Bocchi, don G. Borra e don G. Zucconi](#), ElleDiCi, Turin 2018.

Beide Texte enthalten Studien zur historisch-biografischen, theologisch-spirituellen, salesianischen und kirchlichen Kontextualisierung des Werkes.

„Mutter Jesu, Mutter der schönen Liebe, gib meinem armen Herzen Liebe, gib meiner Seele Reinheit und Heiligkeit, gib meinem Charakter Willen, gib meinem Geist heilige Erleuchtung, gib mir Jesus, gib mir deinen Jesus für immer“. (Gebet zu Maria, das Jesus Vera Grita lehrt)

Laura Vicuña: eine Tochter, die ihre Mutter „zeugt“

Geschichten verwundeter Familien

Wir sind daran gewöhnt, uns die Familie als eine harmonische Realität vorzustellen, die durch die gemeinsame Anwesenheit mehrerer Generationen und durch die führende Rolle der Eltern gekennzeichnet ist, die die Norm vorgeben, und der

Kinder, die von ihnen in der Erfahrung der Realität angeleitet werden, indem sie sie lernen. Dennoch sind die Familien oft von Dramen und Missverständnissen durchzogen oder von Wunden gezeichnet, die ihre optimale Konfiguration angreifen und ihnen ein verzerrtes, entstelltes und falsches Bild geben.

Die Geschichte der salesianischen Heiligkeit ist auch von Geschichten verwundeter Familien durchzogen: Familien, in denen mindestens eine der elterlichen Figuren fehlt, oder in denen die Anwesenheit von Mutter und Vater aus verschiedenen Gründen (physisch, psychisch, moralisch und spirituell) zu einer Belastung für die Kinder wird, die nun auf dem Weg zu den Ehren der Altäre sind. Don Bosco selbst, der den frühen Tod seines Vaters und die Entfremdung von der Familie durch den umsichtigen Willen seiner Mutter Margareta erlebt hatte, wollte – nicht zufällig – das salesianische Werk vor allem den „armen und verlassenen Jugendlichen“ widmen und zögerte nicht, den in seinem Oratorium ausgebildeten Jugendlichen mit einer intensiven Berufungspastoral die Hand zu reichen (was zeigt, dass keine Wunde aus der Vergangenheit ein Hindernis für ein erfülltes menschliches und christliches Leben ist). Es ist daher nur natürlich, dass die salesianische Heiligkeit selbst, die sich auf das Leben vieler junger Menschen von Don Bosco stützt, die später durch ihn der Sache des Evangeliums geweiht wurden, in sich selbst – als logische Konsequenz – Spuren von verwundeten Familien trägt.

Von diesen Jungen und Mädchen, die in Kontakt mit den salesianischen Werken aufgewachsen sind, stellen wir die selige Laura Vicuña vor, die 1891 in Chile geboren wurde, vaterlos war und deren Mutter in Argentinien eine Lebensgemeinschaft mit dem reichen Großgrundbesitzer Manuel Mora einging; Laura, die durch die moralische Unregelmäßigkeit ihrer Mutter verletzt wurde, war daher bereit, ihr Leben für sie zu opfern.

Ein kurzes, aber intensives Leben

Laura wurde am 5. April 1891 in Santiago de Chile geboren und am darauffolgenden 24. Mai getauft. Sie war die

älteste Tochter von José D. Vicuña, einem gefallenen Adligen, der Mercedes Pino, die Tochter bescheidener Bauern, geheiratet hatte. Drei Jahre später kam eine kleine Schwester, Julia Amanda, zur Welt, doch bald darauf starb ihr Vater, nachdem er eine politische Niederlage erlitten hatte, die seine Gesundheit beeinträchtigte und neben der finanziellen Unterstützung der Familie auch seine Ehre in Gefahr brachte. Ohne „Schutz und Aussicht auf eine Zukunft“ landet die Mutter in Argentinien, wo sie sich der Vormundschaft des Großgrundbesitzers Manuel Mora anvertraut: ein Mann „von großartigem und hochmütigem Charakter“, der „aus Hass und Verachtung für jeden, der sich seinen Plänen widersetzt, keinen Hehl macht“. Kurzum, ein Mann, der nur vordergründig Schutz garantiert, in Wirklichkeit aber gewohnt ist, sich zu nehmen, was er will, notfalls mit Gewalt, und die Menschen auszubeuten. In der Zwischenzeit bezahlt er Laura und ihrer Schwester die Ausbildung im Internat der Töchter von Maria, der Helferin der Christen, und ihre Mutter – die unter Moras psychologischem Einfluss steht – lebt mit ihm zusammen, ohne die Kraft zu finden, die Bindung zu lösen. Als Mora jedoch anfängt, ein unehrliches Interesse an Laura zu zeigen, und vor allem, als diese den Weg der Vorbereitung auf ihre Erstkommunion einschlägt, wird ihr plötzlich der Ernst der Lage bewusst. Im Gegensatz zu ihrer Mutter, die ein Übel (das Zusammenleben) mit einem Gut (der Ausbildung ihrer Töchter im Internat) rechtfertigt, begreift Laura, dass dies ein moralisch unzulässiges Argument ist, das die Seele ihrer Mutter in große Gefahr bringt. Zu dieser Zeit wollte Laura auch selbst Nonne von Maria, der Helferin der Christen, werden, aber ihr Antrag wurde abgelehnt, weil sie die Tochter einer „öffentlichen Konkubine“ war. An diesem Punkt vollzieht sich in Laura – die ins Internat aufgenommen wurde, als in ihr noch „Impulsivität, Leichtigkeit des Grolls, Reizbarkeit, Ungeduld und Neigung zum Auftreten“ vorherrschten – eine Veränderung, die nur die Gnade in Verbindung mit dem Engagement des Menschen bewirken kann: Sie bittet Gott um die Bekehrung ihrer Mutter und opfert sich für sie auf. In diesem

Moment konnte Laura weder „vorwärts“ (Eintritt in die Ordensgemeinschaft der Don-Bosco-Schwestern) noch „rückwärts“ (Rückkehr zu ihrer Mutter und Mora) gehen. Mit einer Geste, die von der für Heilige typischen Kreativität geprägt war, schlug Laura den einzigen Weg ein, der ihr noch offenstand: den Weg der Höhe und der Tiefe. In ihren Entschlüssen zur Erstkommunion hatte sie festgehalten:

Ich nehme mir vor, alles zu tun, was ich weiß und kann, um [...] die Vergehen wiedergutzumachen, die du, Herr, jeden Tag von den Menschen, besonders von den Menschen in meiner Familie, empfängst; mein Gott, gib mir ein Leben der Liebe, der Abtötung und des Opfers.

Schließen Sie nun den Vorsatz im „Akt des Opfers“ ab, der das Opfer des Lebens selbst einschließt. Der Bekenner, der erkennt, dass die Eingebung von Gott kommt, aber die Konsequenzen nicht kennt, stimmt zu und bestätigt, dass Laura sich „des Opfers bewusst ist, das sie gerade gebracht hat“. Sie lebt die letzten zwei Jahre mit Schweigen, Heiterkeit und einem Lächeln. Doch der Blick, den sie auf die Welt wirft – was durch ein fotografisches Porträt bestätigt wird, das sich von der üblichen hagiografischen Stilisierung stark unterscheidet –, spricht auch von dem schmerzhaften Bewusstsein und dem Schmerz, die sie bewohnen. In einer Situation, in der ihr sowohl die „Freiheit von“ (Konditionierung, Hindernisse, Mühsal) als auch die „Freiheit zu“ vielen Dingen fehlt, bezeugt diese Jugendliche die „Freiheit für“: die der totalen Selbsthingabe.

Laura verachtet das Leben nicht, sondern liebt es: ihr eigenes und das ihrer Mutter. Dafür opfert sie sich auf. Am 13. April 1902, dem Sonntag des Guten Hirten, fragt sie sich: „Wenn er das Leben gibt, was hindert mich daran, für Mama zu leben?“. Sterbend fügt sie hinzu: „Mama, ich sterbe, ich selbst habe Jesus gebeten... seit fast zwei Jahren biete ich ihm mein Leben für dich an..., um die Gnade deiner Rückkehr zu erlangen!“.

Dies sind Worte ohne Bedauern und Vorwürfe, aber

mit großer Kraft, großer Hoffnung und großem Glauben. Laura hat gelernt, ihre Mutter so zu akzeptieren, wie sie ist. Sie bietet sich ihr sogar an, um ihr das zu geben, was sie allein nicht erreichen kann. Als Laura stirbt, bekehrt sich Mama. Laurita de los Andes, die Tochter, hat auf diese Weise dazu beigetragen, ihre Mutter im Leben des Glaubens und der Gnade hervorzubringen.

Der ehrwürdige Costantino Vendrame: Apostel Christi

Das Verfahren zur Heiligsprechung des Dieners Gottes, Konstantin Vendrame, schreitet voran. Am 19. September 2023 wurde der Band der „Positio super Vita, Virtutibus et Fama Sanctitatis“ bei der Kongregation für die Selig- und Heiligsprechungsprozesse im Vatikan eingereicht. Wir wollen diesen Professen der Gesellschaft des heiligen Franz von Sales kurz vorstellen.

Von den Hügeln Venetiens zu den Hügeln Nordostindiens

Der Diener Gottes, Don Costantino Vendrame, wurde am 27. August 1893 in San Martino di Colle Umberto (Treviso) geboren. San Martino, ein Ortsteil der größeren Stadt Colle Umberto, ist eine charmante italienische Ortschaft in der Region Venetien in der Provinz Treviso. Von seinen Hügeln aus ist San Martino sowohl auf die vom Fluss Piave durchzogene Ebene als auch auf die Voralpen der Gegend um Belluno ausgerichtet und bewahrt in dieser Doppelnatur – es ist ein Hügelort, der auf die Berge und die Ebene blickt – jene Eigenschaften, die der zukünftige Missionar Don Costantino in Nordostindien zwischen den ersten Ausläufern der Himalaya-Kette und dem Brahmaputra-Tal vorfinden würde: die Nähe zu den größeren dn und die

ideale Projektion auf die nüchterne und scheue Welt der Berge.

Auch seine Familie gehörte zu dieser Welt der einfachen Leute: Sein Vater Pietro, von Beruf Schmied, und seine Mutter Elena Fiori, die aus Cadore stammte, lernten sich wahrscheinlich in den Bergen kennen. Don Vendrame war eng mit seinen Geschwistern verbunden: Giovanni, an den er treue Erinnerungen bewahrte; Antonia, die Mutter einer großen Familie; seine geliebte Angela, mit der ihn eine tiefe Zuneigung verband, in Harmonie der Werke und Absichten. Angela wird – mit überschwänglicher Kreativität – im Dienst der Pfarrei bleiben und Leiden und Verdienste für das apostolisch-missionarische Unternehmen ihres Bruders aufbringen. Lebendig war in der Familie auch die Erinnerung an ihren älteren Bruder Canciano, der im Alter von nur 13 Jahren in den Himmel geflogen ist.



Am Tag nach seiner Geburt (28. August) getauft und im November 1898 gefirmt, wurde Costantino Vendrame – der am 21. Juli 1904 zur Erstkommunion ging und eine Kindheit mit täglichen Aufgaben verbrachte – bald vaterlos und seine priesterliche Berufung entstand bereits im Kindesalter. Vielleicht hat sie ihre Wurzeln im Anvertrauen des kleinen Costantino an die Gottesmutter – auf Initiative seiner Mutter: ein Anvertrauen, das dann zu einer umfassenderen Schenkung heranreifte.

Doch im Priesterseminar – das der Diener Gottes in Ceneda (Vittorio Veneto) mit vollem Erfolg besuchte – fehlte ihm der missionarische Atem, den er als seinen eigenen empfand. So wandte er sich an die Salesianer, und es war im Haus der Salesianer in Mogliano Veneto, dass: „In der kleinen Pförtnerloge im Jahr 1912 wurde mit dem guten Don Dones meine salesianische und missionarische Berufung beschlossen“.

So durchlief er bei den Söhnen Don Boscos die Etappen der Ordensausbildung, insbesondere als Aspirant (ab Oktober 1912 in Verona), Novize (ab 24. August 1913 in Ivrea), zeitlicher

Profess (1914) und ewiger Profess (ab 1. Januar 1920 in Chioggia). Am 15. März 1924 wurde er in Mailand zum Priester geweiht. Schon bei seiner Aufnahme ins Noviziat wurde ihm bescheinigt, dass er „sehr fest in der Praxis und gut ausgebildet“ sei. Seine Gelübde im Priesterseminar waren immer ausgezeichnet gewesen und in der Gesellschaft des heiligen Franz von Sales hatte er gute Leistungen erbracht.

Sein Vorbereitungskurs war durch den obligatorischen Militärdienst geprägt. Es waren die Jahre des Großen Krieges: 1914-1918 (für Italien: 1915-1918). In diesen Momenten zog sich der Kleriker Vendrame nicht zurück, er öffnete sich seinen Vorgesetzten und hielt seine Verpflichtungen ein. Die Jahre des Ersten Weltkriegs haben in ihm weiterhin den Mut geweckt, der ihm bei seinen Missionen so nützlich sein sollte.

Ein feuriger Missionar



Don Costantino Vendrame erhielt am 5. Oktober 1924 in der Maria-Hilf-Basilika in Turin das Missionskreuz. Einige Wochen später schiffte er sich von Venedig aus nach Indien ein: Ziel war Assam im Nordosten des Landes. Er kam dort rechtzeitig zu Weihnachten an. Auf ein kleines Bild schrieb er: „Heiligstes Herz Jesu, ich habe Dir alles anvertraut und habe mir alles von Dir erhofft, und ich wurde nicht verwirrt“. Mit den Mitbrüdern meditierte er während der Reise über die *Begegnung mit dem König der Liebe*: „Alles ist hier: das ganze Evangelium, das ganze Gesetz. Ich habe Dich geliebt [...]“, „Ich habe Dich mehr geliebt als mein Leben, denn ich habe mein Leben für Dich gegeben – und wenn man sein Leben gegeben hat, hat man alles gegeben“. Dies ist das Programm seines missionarischen Engagements.

Im Vergleich zu den jüngeren Salesianern – die den größten Teil des Weges zur Weihe in Indien zurücklegen würden – kam er dort als gemachter Mann an, in voller Lebenskraft: Er war 31

Jahre alt und konnte nicht nur von der harten Erfahrung im Krieg profitieren, sondern auch von der Ausbildung in den italienischen Oratorien. Ihn erwartete ein schönes und schwieriges Land, in dem ein „animistisch“ geprägtes Heidentum vorherrschte und einige protestantische Sekten eine Haltung des vorurteilsbehafteten Misstrauens oder der offenen Opposition gegenüber der katholischen Kirche förderten. Er wählte den Kontakt zu den Menschen und beschloss, den ersten Schritt zu tun: Er begann mit den Kindern, denen er das Beten beibrachte und die er spielen ließ. Es waren diese „kleinen Freunde“ (wenige Katholiken, einige Protestanten, fast alle Heiden), die in der Familie über Jesus und den katholischen Missionar sprechen würden, die Don Vendrame bei seinem Apostolat helfen würden. Er wurde von seinen Mitbrüdern – die ihn im Laufe der Jahre als „Pionier“ der salesianischen Missionstätigkeit in Assam anerkennen würden – und von bewährten Laienmitarbeitern, die im Laufe der Zeit ausgebildet wurden, unterstützt.

Aus dieser Anfangszeit sind die Spuren eines „feurigen“ Missionars erhalten geblieben, dessen einziges Interesse die Ehre Gottes und die Rettung der Seelen war. Sein Stil wurde der des Völkerapostels, mit dem er wegen der treibenden Wirkung seiner Verkündigung und der starken Anziehungskraft der Heiden auf Christus verglichen wurde. „Weh mir, wenn ich das Evangelium nicht verkünde“ (vgl. 1 Kor 9,16), sagte Don Vendrame mit seinem Leben. Er setzte sich allen Strapazen aus, solange Christus verkündet wird. Wahrlich, auch für ihn galt: „Ich war oft auf Reisen, gefährdet durch Flüsse [...], gefährdet durch Heiden [...]; ich erduldet Mühsal und Plage, durchwachte viele Nächte, ertrug Hunger und Durst, häufiges Fasten, Kälte und Blöße“ (vgl. 2 Kor 11,26-27). Der Diener Gottes wurde zu einem Wanderer in Nordostindien, der mit allen möglichen Gefahren konfrontiert war; er ernährte sich mit einer sehr kärglichen Nahrung; er kehrte erst spät in der Nacht zurück oder verbrachte Nächte in fast eisiger Kälte.

Immer in den Schützengräben

Bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs und in den Jahren danach konnte Don Costantino Vendrame in Zeiten besonderer „umweltbedingter“ Ermüdung (Militärlager; extreme Armut in Südindien) und „kirchlicher“ Nöte (harte Widerstände in Nordostindien) von einer ganzen Reihe von Vorbildungen profitieren: in der Obhut der Gurkhas; in Deoli; in Dehra Dun; Missionar in Wandiwash in Tamil Nadu; in Mawkhar in Assam. In Deoli war er „Oberer“ der Ordensleute im Lager; auch in Dehra Dun war er ein Vorbild.

Am Ende des Krieges befreit, aber aus politischen Gründen, die mit seiner Person nichts zu tun hatten, daran gehindert, nach Assam zurückzukehren, wurde Don Vendrame, der über 50 Jahre alt und von den Entbehrungen erschöpft war, von Msgr. Louis Mathias, dem Erzbischof von Madras, nach Tamil Nadu geschickt. Dort musste Don Costantino noch einmal von vorne anfangen: Er verstand es, zutiefst geliebt zu werden, wobei er sich – wie er 1950 in einem Brief an seine Mitbrüder und Priester in der Diözese Vittorio Veneto schrieb – der äußerst harten Bedingungen seines Missionsauftrags bewusst war:

Er war davon überzeugt, dass es überall Gutes zu tun und Seelen zu retten gab. Er blieb „*ad experimentum*“, um die Kontinuität dieser armen Mission zu gewährleisten, und kehrte schließlich nach Assam zurück: Er konnte sich ausruhen, aber es wurden Pläne geschmiedet, um eine katholische Präsenz in Mawkhar aufzubauen, einem Stadtteil von Shillong, der damals als „Hochburg“ der Protestanten galt.

Und gerade in Mawkhar vollbrachte der Diener Gottes sein „Meisterstück“: die Geburt einer katholischen Gemeinschaft, die noch heute blüht und in der – in Jahren, die weit entfernt sind von der heutigen ökumenischen Sensibilität – die katholische Präsenz zunächst hart bekämpft, dann toleriert, dann akzeptiert und schließlich geschätzt wurde. Die *Einheit* und die *Nächstenliebe*, die Don Vendrame bezeugte, waren für Mawkhar eine noch nie dagewesene und „skandalöse“ Verkündigung, die die härtesten Herzen eroberte und das Wohlwollen vieler Menschen auf sich zog: Er hatte den „Honig des heiligen Franziskus“ – d.h. die salesianische

Liebenswürdigkeit, inspiriert von der Sanftmut des Salesianers – in ein Land gebracht, in dem die Seelen verschlossen waren.

Auf der Zielgeraden

Als die Knochenschmerzen immer stärker wurden, gab er in einem Brief zu: „Mit Mühe konnte ich die Arbeit des Tages bewältigen“. Die letzte Etappe der irdischen Reise beginnt. Es kommt der Tag, an dem er darum bittet, nachzusehen, ob es noch etwas zu essen gibt: eine einzigartige Bitte für Don Vendrame, der sich selbst mit dem Nötigsten versorgte und bei seiner späten Rückkehr nie zum Abendessen stören wollte. An diesem Abend konnte er nicht einmal mehr ein paar Sätze sprechen: er war erschöpft und vorzeitig gealtert. Er hatte bis zum Schluss geschwiegen und war einer Arthritis zum Opfer gefallen, die auch seine Wirbelsäule betraf.

Dann drohte die Einweisung in ein Krankenhaus, aber in Dibrugarh: Das hätte ihm die ständigen Menschenströme erspart; den Menschen den Schmerz, den Todeskampf ihres Vaters hilflos mit ansehen zu müssen. Der Diener Gottes wurde sogar ohnmächtig vor Schmerzen: jede Bewegung wurde für ihn schrecklich.

Msgr. Oreste Marengo – sein Freund und alter Kleriker, Bischof von Dibrugarh –, die Schwestern der Liebe vom Kinde Maria, einige Laien, das medizinische Personal, darunter viele Krankenschwestern, erobert durch seine Sanftmut, standen ihm zur Seite.

Alle erkannten ihn als einen wahren Mann Gottes an, sogar Nichtchristen. Don Vendrame konnte in seinem Leiden wie Jesus sagen: „Ich bin nicht allein, denn der Vater ist bei mir“ (vgl. Joh 16,32).

Von Krankheit und Komplikationen einer Lungenentzündung wegen Stase geplagt, starb er am 30. Januar 1957, dem Vorabend des Festes des heiligen Johannes Bosco. Einige Tage zuvor (24. Januar), in seinem letzten Brief an seine Schwester Angela, war er noch von apostolischer Dynamik erfüllt, klar im Leiden, aber immer ein Mann der Hoffnung.

Er war so arm, dass er nicht einmal ein angemessenes

Begräbnisgewand besaß: Msgr. Marengo schenkte ihm eines seiner eigenen, damit er würdiger gekleidet werden konnte. Ein Zeuge berichtet, wie schön Don Costantino im Tod aussah, sogar besser als im Leben, endlich befreit von den „Müdigkeiten“ und „Strapazen“, die so viele Jahrzehnte geprägt hatten.

Nach einem ersten Begräbnis / Abschiedsmoment in Diburgarh fand die Totenwache und feierliche Beisetzung in Shillong statt. Die Menschen strömten mit so vielen Blumen herbei, dass es wie eine eucharistische Prozession aussah. Die Menschenmenge war riesig, viele gingen zu den Sakramenten der Versöhnung und der Kommunion: Diese allgemeine Haltung der Annäherung an Gott, selbst bei denen, die sich von ihm abgewandt hatten, war eines der größten Zeichen, die den Tod von Don Costantino begleiteten.